



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Jacob von Molay.

Erster Theil:

St. Jean d'Angeli.

Neuigkeiten von 1838.

Eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken Deutschlands zu haben:

Erinnerungen aus meinem Leben

von
Amalia Schoppe, geb. Weise.
2 Bde. 1838. geh. 3 Rthlr.

Diese Denkwürdigkeiten der Frau Doctorin Schoppe geb. Weise haben bereits die größte Theilnahme in der Lesewelt gefunden.

Der Delphin.

Almanach für 1838

von
Th. Mundt.

Mit Stahlstich. eleg. geb. 1½ Rthlr.

Th. Mundt der geseierte Schriftsteller bietet hier den ersten Jahrgang eines Almanachs, dessen interessanter Inhalt eine Fortsetzung wünschen und erwarten läßt.

E. Souvestre.

Reich und Arm.

Roman aus dem Franz.

von
Julius Schoppe.

2 Bde. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 8 gr.

Der Roman Reich und Arm hat in Frankreich den Ruf des Verfassers begründet, E. Souvestre's Schriften werden überall mit Begierde gelesen.

Jacob von Molay
Der letzte Tempeler.

Historischer Roman

von

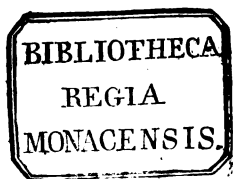
F. Th. Wangerheim.

In drei Theilen.

Erster Theil:

St. Jean d'Angeli.

Altona,
Verlag von Joh. Fr. Hammerich.
1838.



V o r r e d e .

Indem ich dem Publicum diesen historischen Roman übergebe, finde ich unerlässlich, einige Worte über die Basis zu demselben, voranzuschicken. Vor einiger Zeit sagte Herr Dr. Löpfer in der Beurtheilung meines historischen Romanes „Der Mönch“ Thalia 1836. Nr. 44: „Ein gewandter Verfasser historischer Romane entwendet dem Geschichtschreiber den bedeutungsvollen

Griffel, erlangt momentan dessen Wichtigkeit, ohne seiner Trockenheit theilhaftig zu werden, und bannt uns in einen Kreis, wo Wahrheit und Dichtung sich zu ergötzender Mannichfaltigkeit vermählen.“ Niemals empfand ich die Wahrheit dieser Worte tiefer, als bei vorliegendem Werke, da bis auf den heutigen Tag ein undurchdringlicher Schleier die Motive zu jener trauartigen Epoche einhüllt und welcher durch partheiische Federn leider so dicht geworden ist, daß es dem Romanschreiber nicht zu verdenken steht, wenn er vor dem bedeutungsvollen Griffel des Geschichtschreibers erbebt. Der Beifall, welchen mir das Publicum ob einiger von meinen historischen Romanen hat angeeignet lassen, hat mich noch ängstlicher in dem

Studium der geschichtlichen Quellen gemacht. Ich bin darin offenherzig und will keineswegs dem Publicum eine Schmeichelei sagen. Bei diesen ängstlichen Forschungen in der Geschichte der Tempelherren habe ich darüber gewacht, daß mich weder der Lobredner eines Fürsten, noch der Vertheidiger des Verurtheilten bestechen konnte; nur die Thatsache, in welcher Alle sich begegnen mußten, hielt ich fest im Auge, und würdigte das Wort eines Jeden nach Maßgabe der es begleitenden Umstände. Ich führe hier z. B. Bernhard Justinian *) an. Er selbst Cavalier, Großkreuz, widmete sein Werk einem Könige von Frankreich. Ein Jeder

*) 2 Bde. in Fol. Venedig 1692.

weiß, wie ein König von Frankreich, Philipp der Schöne, den Tempelherren gegenüber gestanden hat, und wird mich keines Vorurtheils zeihen, wenn ich gestehe, daß mir Justinian schon durch die Widmung seines Werkes, im Betreff der Tempelherren, verdächtig geworden. Es liegt nicht in meiner Absicht, vor den Augen des Publicums die Quellen, welche mir zu Gebote stehen, kritisch zu würdigen, sondern nur zeigen, wie gar schwierig es sei, die Wahrheit in denenselben von der Unwahrheit zu unterscheiden. Herr Dr. Löpfer sagt: „Wahrheit und Dichtung;“ das sind eben die beiden Hauptbestandtheile in einem historischen Roman; wenn der eine Theil fehlt, so fällt das ganze Gebäude in sich selbst zusammen,

um so eher, wenn die Erstere von Geschichtsforschern nicht anerkannt ist.

Möge denn das Publicum aus dem Gesagten erkennen, daß die Erscheinung, einen Romanschreiber zagen zu sehen, nicht sonderbar sei, nicht befremdend, sondern den billigen Schluß ziehen, daß sein Beifall die besten Früchte trage. Es wäre ein Leichtes gewesen, irgend einen verräucherten Folianten zur Hand zu nehmen, die Worte umzuschmieden und das Nachwerk dann einen historischen Roman zu nennen, an welchem freilich Nichts romantisch gewesen wäre, wie wir es so häufig erleben; noch leichter war es, einen der vielen französischen Schriftsteller in unsere Sprache zu übertragen; doch muß ich in diesem Fall die eigenen Worte

eines Franzosen anführen:*) „Werke der schönen Literatur einer Nation in die Sprache einer andern zu übertragen, ist ein kläglicher Nothbehelf; man gelangt dadurch nur zu sehr mangelhaften Begriffen über die Beschaffenheit der verpflanzten Originale.“ — Was würde Grouvelle jetzt sagen? Haben sich doch in letzter Zeit Uebersetzungsfabriken gebildet.

Die Art und Weise, wie in Deutschland der Proceß gegen den Tempelherrenorden geführt wurde, mußte mich um so eher veranlassen, einen deutschen Roman zu schreiben, da sie ein Monument deutscher Biederkeit, deutscher Redlichkeit ist, und schon aus diesem Grunde werden meine Landsleute

*) Philippe Grouvelle.

meinem Werke billige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch finde ich mich veranlaßt über die Chronologie, eine unerläßliche Ingredienz zu meinem Ganzen, ein Wort zu sagen. Sie konnte nur aus drei Quellen geschöpft werden: die erste war das Chronikenbuch des Ordens selbst; die zweite waren die Prozeßacten in Frankreich, und die dritte unzählige Familienarchive, deren Mitglieder Tempelherrn geworden. Wenn ich nun auch nicht leicht und flüchtig über dergleichen hinweg gehen durfte, so mußte ich doch theilweise Voltaire's Urtheil huldigen: die Chronologie sei nichts als ein Haufe mit Wind angefüllter Blasen, und in demselben Tone äußert Philippe Grouvelle gegen die Worte des Benedictiners Belong: „Die

Wahrheit hat etwas so sehr Angenehmes, daß man sich selbst in den kleinsten Dingen nicht Mühe genug geben kann, darnach zu suchen.“ — „Es ist wahr“ — sagt Grouvelle, — „die Wahrheit ist angenehm, aber auch ist die Zeit kostbar, das Leben kurz und die Wissenschaft unendlich.“ — Man mißdeute auch nicht, wenn ich dem alten Spruche huldige: die Zeit ist mein Acker. Man wird aus diesem gar leicht ermessen, wie es mit der tadellosen Chronologie in dem vorliegenden Werke steht.

Auch muß ich den Leser auf den Geschmack jenes Jahrhunderts, welches eine so traurige Catastrophe in sich schließt, hinweisen; es kostet Ueberwindung sich hinein zu denken. Aber wer kennt nicht die Macht

des Bannstrahles in der Hand eines Oberpriesters zu Rom in jenem Zeitalter? während man ihn jetzt nur noch mit einem Donnerkeil vergleichen kann, der in einem Naturaliencabinet aufgehängt ist; man schüttelt ungläubig den Kopf und läßt ihn hängen.

Hamburg, im Febr. 1838.

F. Th. Wangerheim.

Erstes Kapitel.

Philipp, König von Frankreich, genannt der Schöne, thronte wieder in seinem Louvre; Paris war wieder ruhig geworden. Aber mit eiserner Strenge richtete die beleidigte Majestät, und im Angesichte des Louvre reckten unheimliche Gerüste in die Höhe hinauf, der Pöbel umgaffte sie und freuete sich des mörderischen Schauspiels, welches noch zu erwarten stand. War es doch, als ob die Henker aus dem ganzen Reich zusammenberufen worden wären; die wilden Gesichter derselben und die nackten nervigten Arme machten sie kenntlich; selbst der Pöbel schrak vor den mordgierigen Blicken dieser Leute zurück; in des Königs Namen, seinem Befehl gemäß, sollten sie heut' das schreckliche Amt verwalten, ein Sporn für sie, der sie zur höchsten.

Vollkommenheit in dem blutigen Geschäfte anfeuerte. Wollte der König sein Reich entvölkern? Wollte er aus eitler Gier Menschen würgen? Weit gefehlt. Philipp der Schöne war ein Fürst, wie man ihn selten findet in der Weltgeschichte; mit seines Körpers Schöne buhlte seine Geisteshöhe um den Vorzug; Philipp der Schöne war zum Herrscher durch die menschenbeglückende Gnade des Himmels bestimmt. Doch seine Würde als Herrscher mußte er behaupten, das Verbrechen, an seiner königlichen Höhe begangen, mußte er ahnden, ein warnendes Beispiel rächerischen Königthums dem Volk vor Augen führen. Das Volk von Paris, erbittert über ein Edict des Königs, welches seine zerrütteten Geldverhältnisse geboren, hatte sich gegen ihn empört. Etienne Barbet, der Schatzmeister des Königs, wußte nicht anders Rath, die durch einen Krieg mit Flandern entstandene Lücke im Schatz auszufüllen, als wenn die im Umlauf befindlichen Münzen eingeliefert würden, umgeschmolzen, durch das königliche Gepräge ihnen ein höherer Werth gegeben, als welchen sie in der That hatten. Das Volk ergrimmete über ein solches Edict, brauste auf, artete in Aufruhr aus, den freilich ganz an-

dere Leute angezettelt hatten, als die man zum Pöbel zählt. Den Reichern berührte das Edict um so schmerzlicher, je größer die Summe seines Geldes sich zu der des Aermern verhielt. Durch Zufall befand sich der König gerade im Tempel, hier belagerte ihn das Volk, verhöhnte ihn; der Monarch schwebte drei Tage lang in Todesgefahr, und dann erst war es möglich, daß die ihm ergebenen Krieger die Aufrührer zerstreuten, im Triumph den König nach dem Louvre führten. In jenem Jahrhundert hatte baares Geld ungeheuren Werth; Philipp der Schöne, über Frankreichs Ruhm und Ehre wachend, bedurfte des Geldes so viel, daß er nach dem Kriege von Flandern gänzlich sich davon entblößt sehen mußte, und die Wahrheit erkannte, das armselige Metall sei doch ein nervus rerum. Damals wußte man noch nichts von Peru's und Mexico's Schätzen; einem Columbus erst war es vorbehalten, durch die Entdeckung eines neuen Erdtheiles die Schatzkammern in Europa zu füllen. Welchen andern Weg konnte daher Philipp der Schöne einschlagen, seine Secfel wieder zu verbessern, als den Werth des Metalles selbst vermöge eines neuen Gepräges steigen zu machen? Nicht

allein in Paris, sondern in all' den Städten seines Reiches machte das Ausschreiben des Königs, alles Geld in die Münze zu liefern, den bösesten Eindruck, zumal da, wo man wußte, daß Reichthum sich aufgehäuft hatte. Daher strömten auch aus den Städten des Reiches viele Leute nach der Hauptstadt, hatten an dem Aufruhr Theil genommen und wurden so mit in eine Untersuchung verwickelt, welche der König mit seinem gewohnten Feuereifer betrieb. Das Ende dieser Untersuchung war nicht schwierig abzusehen. Drei und dreißig, welche sich am wüthendsten gezeigt bei dem Aufruhr, sollten heute (es war am 18. Junius des Jahres 1305) dem Zorn des Königs geopfert werden; die Galgen waren errichtet und die Stunde der Hinrichtung war nahe.

In jenem Zeitalter gehörte eine solche Hinrichtung nicht gerade zu den Seltenheiten, und doch hatte sich so viel schaulustiges Volk versammelt, daß die Bewaffneten des Königs mit großer Mühe nur dem Andränge wehren konnten. Die Berurtheilten wurden in den von Henkern wimmelnden Kreis geführt, bis auf drei von ihnen erlitten sie die vom Könige verhängte Strafe. Da ruheten

endlich die Henker in ihrer mörderischen Arbeit; Niemand wußte sich das zu erklären. Das Volk murmelte von größern Martern, denen man diese drei Uebriggebliebenen aufzubewahren gedächte, denn sie waren die Rädelsführer bei dem Aufruhr gewesen, hatten sogar die Schüssel mit den Speisen, welche man dem belagerten König aus dem Louvre nach dem Tempel geschickt, in den Koth geworfen, und so den Monarchen dem Hunger Preis gegeben.

Mit nicht geringem Erstaunen sah das Volk diese drei Männer auf den ausdrücklichen Befehl des Königs plötzlich mit Fesseln beschweren, eine gute Anzahl Bewaffneter, sie dicht umgebend und davonführend. Von all den Hingerichteten waren diese drei die bejahrtesten gewesen; es konnte leicht ein Gnadenact des Königs sein; vielleicht hatte das Alter der Verbrecher für sie gesprochen. Nichts war natürlicher, als daß man sich nun angelegentlich nach den Namen, nach dem Stande dieser drei Berurtheilten erkundigte. Niemand aber konnte Auskunft geben, mindestens erlangte man keine Gewißheit.

War Philipp des Schönen königlicher Zorn

mit der Hinrichtung dieser dreißig Unglücklichen geföhnt? freuete er sich etwa der Hinrichtung? triumphirte er im Gefühl seiner Macht? — Nein. Dieser König von Frankreich war ein weiser, gerechter Fürst, der sein ganzes Leben dem Heil seines Volkes widmete, und nicht ängstlich genug über die Vortheile der Nation wachen zu können vermeinte. Von seinem Louvre aus hatte er das Strafurtheil vollziehen sehen; am Fenster stand er, hohen Ernstes, unverwandten Blickes, und die überaus schönen Züge seines Gesichtes lagen so ruhig, als wären sie aus Marmor gemeißelt. Dicht neben dem Könige stand ein Geistlicher in der Tracht des heiligen Dominicus; der hatte den König auf die letzten drei Männer aufmerksam gemacht, und ihren Tod also hintertrieben. Es gab wohl keinen Menschen, außer diesem Geistlichen, der so viel Macht über Philipp hatte als er, und ebensowohl war er doch dem Könige blindlings ergeben. Er hieß Wilhelm von Paris, des Königs Beichtvater; in Glaubensangelegenheiten galt sein Wort mehr als das des Papstes. Mit kaum begreiflichem Scharfsinn konnte Wilhelm von Paris alle Empfindungen des menschlichen Herzens

zergliedern, ein gläubiges Gemüth erkennen oder nicht, je nachdem er in Glaubenssachen zu Werke gehen wollte. In dem Jahrhundert, welches Hunderttausende von Christen nach Palästina trieb, und in welchem die Religion, die Glaubensverschiedenheit, Menschen auf Menschen hegte, Ströme Blutes die Bahn des Kreuzes bezeichneten, wie des Halbmondes; in jenem Jahrhundert war ein Wilhelm von Paris, ein Beichtvater des allerchristlichsten Königs, ein Dominicaner, am rechten Platze. Konnte man den Blick auf die beiden Männer im Louvre werfen, ohne daß man sich befremdet fragte: Wie ist es möglich, daß diese beiden Männer in ihren Neigungen, in ihren Absichten, in ihrem Denken, sich auch nur ein einziges Mal begegnen könnten! Dieser, eine königliche Gestalt, anerkannt von dem mitlebenden Geschlecht für den Begriff von Manneschöne und — der Kleine neben ihm, zusammengeschrumpft, als hätte ihn Arabiens Sonne ausgedörft, mit den ins Grünliche schillernden Augen, welche von feinen Braunen beschattet wurden, mit der aufgestülpten Nase, den mächtig langen Ohren. Wilhelm von Paris kannte aber Philipp, wußte, daß des Königs un-

begrenzte Macht der seinigen zur ersten Stütze diente, und suchte daher jede Gelegenheit zu erhaschen, des Königs Macht und so die seinige zu vergrößern. Niemand konnte wohl so tief in des Königs Herz schauen als eben dieser Beichtvater; keiner von den Ministern des Königs wußte die Absichten seines Herrn so genau als der Dominicaner, und nicht einmal Etienne Barbet, der des Königs Schatz verwaltete, dessen Palast in dem neulichen Aufruhr geplündert und niedergedrückt worden, kannte die Geldverlegenheit Philipp des Schönen so gut als Wilhelm. Ueber Krieg und Frieden sogar entschied zuweilen die Meinung des Beichtvaters; alle Regierungssorgen theilte er nur zu willig mit seinem Herrn und Gebieter. Er sah ein, daß mit der Veränderung des Münzfußes, die gewöhnliche Geldschneiderei damaliger Fürsten, nichts ausgerichtet werden konnte, und die dreißig Erhängten vor dem Louvre waren ein schlagender Beweis für die Unbeugsamkeit des französischen Volkes. Ein Gedanke aber, wie er nur in dem Kopfe dieses Dominicaners entspringen konnte, rettete den drei letzten von den Verurtheilten für jetzt das Leben.

Als des Königs Befehl längst hinausgetragen worden, den Todesbereiten Fesseln angelegt und sie fortgeführt worden, da erst wandte sich Philipp nach seinem Beichtiger hin und fragte, wie wenn ihn dieser überrascht hätte, nach der Ursach zu der Begnadigung der Drei.

„Königlicher Herr“ — versetzte Wilhelm von Paris, — „diese Drei sind zu kostbar für den Galgen; das Geld ist rar, und ich sehe in ihnen eine Goldgrube für Euch, mein König.“

„Nah“ — meinte Philipp, — „was könnten die mir nützen!“ Das Vermögen des Bürgers von Bezier ist ja doch schon meinem Schatz verfallen, und die beiden Andern, Pater — doch ja, Ihr habt nicht Unrecht, seht wahrlich weiter als ich glaubte.“

„Nicht wahr, mein König? Laßt mich gewähren, und bald, bald wird ein Gehorsam all die Unterthanen meines königlichen Gebieters zu Euren Füßen niederwerfen.“

„Ja, es ist schrecklich, Pater, in dem eigenen Reiche, von Gottes Gnaden mir verliehen, auch nur einen Mann zu wissen, der sich mir gleich zu stellen kühn genug ist. Bei Gott! man kommt

zuweilen in Verlegenheit, ob man selbst der Herrscher sei oder er."

„Ihr seid auf dem rechten Wege, mein König“ — schmeichelte der Dominicaner. — „Sorget nur, daß Euer mildes Herz nicht das Uebergewicht bekomme; bedenket, daß des Reiches Heil und Wohlfahrt in Eure Hand gelegt wurde, und man Euch einst Rechenschaft abfordern werde.“

„Ich weiß, Vater, daß ich Rechenschaft geben muß — da, wo Lug und Trug schwinden und lautere Wahrheit vom Throne des Höchsten ausströmt. Ich werde diese Rechenschaft geben, mit dem seligen Bewußtsein, wie es einem christlichen Herrn und König geziemt.“

Mit diesen letzten Worten brach Philipp die Unterhaltung ab. Der Vater beurlaubte sich, ein grinsendes Lächeln der Zufriedenheit war noch in seinen Zügen zu erkennen, da er schon ein Schreiben an den von Blancas ausgefertigt hatte. Der Ritter befahl auf einem festen Schlosse des Königs in Languedoc, nahe bei Bezier; ihm wurden die drei Begnadigten anvertraut.

Zweites Kapitel.

Es war als wenn sich Alles vereinigte, um diesen König von Frankreich groß und größer zu machen; denn kaum hatte er die Aufrührer bestraft, so fügte der Himmel, daß Philipp nun auch eine um so gewichtigere Stelle in der Christenheit einnahm, als derjenige, mit ihm befreundet war, der als Haupt und Vorstand der Kirche St. Peter's Stuhl bestieg. Papst Benedict XI. segnete das Zeitliche; er war der Nachfolger des achten Bonifaz gewesen, der ein offener Feind des Königs Philipp auch mindestens so viel Abneigung auf seinen Nachfolger vererbte, daß niemals ein ganz gutes Vernehmen zwischen Clemens und Philipp herrschen konnte. Was die Christenheit mit Trauer erfüllte, das erweckte Freude im Louvre; ein König von Frankreich galt viel bei der Wahl eines neuen

Papstes; Philipp sah recht gut ein, daß diese Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen durfte, sondern die Wahl auf einen Mann fallen mußte, der ihm ergebener und gewogener wäre, als Clemens und Bonifaz. Bis hierher hatte der König mit vielem Glück Frankreich Vortheile geschafft; seine Vermählung mit Jeanne von Coreux, Erbin von Navarra, den beiden Grafschaften Champagne und Brie und vieler großer Ländereien hatte Frankreich bedeutend vergrößert. Das Volk liebte seinen König, niemals war es ungehorsam gewesen, bis zu der Zeit des Aufruhrs. Wie hätte er also nicht auch mit durchdringendem Verstand hier zu Werke gehen sollen? Die Schönheit seines Körpers war einer der geringsten Vorzüge, welche bei Philipp gefunden wurden, er hatte unendlich vielen Verstand, eine gründliche Beurtheilungskraft, war ein Kriegsheld, und in Staatsangelegenheiten wohl erfahren. Daß er richtig zu Werke ging, lehrt schon der Umstand, daß Philipp mächtiger war als all' seine Vorfahren. Wie sorgfältig also mußte er nicht bei der Wahl eines Mannes zu Werke gehen, dem Kaiser und Könige sich beugen mußten, und der, Philipp's Willen gemäß, seine unwider-

ruslichen Befehle durch die ganze Christenheit senden sollte. Wahrlich, ein königlicher Gedanke: selbst über St. Peter's Schlüssel gebieten zu können! Welch' ein reizendes Ziel für einen Philipp, welcher eine lockende Aussicht, schmeichelhaft genug, einen minder festen Charakter aus dem Gleise zu bringen. Aber noch Eines regte diesen König mächtig auf, Alles an die Wahl des neuen Papstes zu setzen. Wer die Kraft zum Herrschen in sich trägt, und den Platz, von Gott verliehen, auf der Menschheit Höhe, würdig ausfüllt; wer das Heil des Volkes nach Fürstenpflicht bewahrt, der kann, der darf von seiner Macht Nichts vergeben, und an dem Gebäude des Volksglückes nur einzig und allein als Meister wirken. Diese Wahrheit hatte Philipp längst erkannt; er wachte ängstlich über seiner Meisterschaft und mochte in seinem Reiche keinen Andern neben sich dulden, als den gehorsamen Diener seines königlichen Winkes. Seit zwei Jahrhunderten beinah hatte sich ein kriegerischer Orden in Macht und Reichthum dermaßen in der ganzen Christenheit hervorgethan, daß der Vorsteher dieses Ordens den Rang eines unumschränkten Fürsten einnahm; jedem Könige gleich, schrieb sich dieser

Vorsteher „von Gottes Gnaden,“ und Frankreich war der Mittelpunkt des Glanzes und des Reichthums dieser kriegerischen Verbrüderung; kein Fürst der Erde durfte sie vor seinen Richterstuhl laden, nur der Papst hatte dieses Vorrecht. Gehorsamte nun der Papst dem König, so war das Unglaubliche geschehen; die Verbrüderung beherrschte dann der König.

Der heilige Boden, auf welchem einst der Heiland mit seinen Jüngern gewandelt, war in der Ungläubigen Händen; es ihnen zu entreißen, entbrannte der Vorsatz in eines jeden Christen Brust. Das Abendland überfluthete mit seinen Gläubigen die durch Christi Blut geheiligten Gauen; aber der Sarazene kämpfte verzweifelt für seinen Heerd, und Nichts blieb übrig von diesem blutigen Bade, als der heiße Drang, nach Jerusalem zu pilgern, mit gläubigem Gemüth entweder schwere Schuld zu büßen an der heiligen Statt, oder des Himmels Krone sich zu erwerben. Furchtbar war der Druck, den der Christ unter des Sarazenen Faust empfand. Er rief seine Mitchristen um Beistand auf, sie hörten ihn; Kaiser Heinrich IV. beschloß zu Mainz 1103, den, im Morgenlande befindlichen Christen

zu Hülfe zu kommen; sandte Eginhard, den Bischof von Würzburg, aus; der predigte in Deutschland das Kreuz. Wie oft bietet nicht die Geschichte Beispiele dar, von treuen Kriegsgefährten, die Gut und Blut für einander wagten, mit einander! Um wie häufiger mußten sie damals Statt finden diese Verbrüderungen, weil diese Kriegsfahrt die gefährlichste genannt werden konnte.kehrten dann die Waffenbrüder zurück von ihrer kriegerischen Fahrt, so hörte das Bündniß wieder auf; bald aber erfand man ein Mittel, immerwährend einen solchen Bund dauern zu lassen. Man stiftete nämlich Ritterorden. Sie gingen größtentheils aus schon bestehenden geistlichen Körperschaften hervor, wie etwa die Hospitaliter aus der Körperschaft des heiligen Lazarus hervorgegangen. Im Jahre 1118, als König Balduin II. in Jerusalem herrschte, erbarmte sich ein christlicher Herr, Hugo von Paganis, der Noth und des Drangsals der auf gefährlichen Wegen dahin pilgernder Mitchristen; er und sein Waffenbruder, Gottfried von St. Aldemar, und noch sieben Andere verbanden sich mit einander, traten vor den Patriarchen von Jerusalem hin, vor den würdigen Stephan, legten drei Ge-

lübde in seine heiligen Hände: das Gelübde der Armuth, das der Keuschheit und das des Gehorsams; noch ein viertes Gelübde sprach den Zweck dieser edlen Männer aus, es war die Beschützung der Pilgrimme. König Balduin II. war so sehr über das Vorhaben der neun Männer erfreut, daß er ihnen eine Wohnung nahe bei dem Tempel Salomonis einräumte, und ihnen den Namen Tempelherren gab. Zehn Jahre blieben diese neun Ritter allein für sich verbunden; Hugo von Paganis aber, der wohl einsah, sie würden so nicht bestehen können, erschien 1128 auf einer Kirchenversammlung zu Troies, welche Papst Honorius II. auszuschreiben von ihm sich hatte bewegen lassen, als ihr erster Großmeister mit sechs von den Brüdern in solcher Armuth, daß sie davon den Namen „die armen Brüder“ erhielten. Der Abt von Clairveaur, dieser berühmte Mann, welcher nachher heilig gesprochen wurde, mußte eine Regel für sie entwerfen und sie erhielten als Ordenskleid einen weißen Mantel. St. Bernhard hatte die Regel mit einer so weisen Umsicht entworfen, daß sie auf alle Fürsten und Herren damaliger Zeit den besten Eindruck machte. Am lebhaftesten nahm sich Hein-

rich I., König von England ihrer an, überhäufte den ersten Großmeister mit Geschenken; sein Beispiel fand willige Nachahmer, und der Tempelherrenorden gedieh im Laufe der Zeit an Ehren und Würden, an Zahl und Größe so herrlich, daß schon im Jahre 1150, nachdem ihnen zwei Jahre vorher Papst Eugenius III. das rothe achteckige Kreuz auf den Mantel geheftet, hundert und dreißig Ritter in ihren Ordenskleidern zu Paris eine Schenkung an Ländereien von einem engländischen Ritter empfangen konnten.

Die Großthaten der Tempelherren, an das Unglaubliche gränzend, reizte Männer aus den höchsten Ständen, nach Waffenruhm dürstend, der Ehre des rothen Kreuzes theilhaft zu werden, um unter dem Panier Beaufceant gegen die Ungläubigen streiten zu dürfen. Sechs und zwanzig Großmeister, ausgezeichnete Männer größtentheils, hatten dem Orden vorgestanden, er hatte nicht selten bei den bedeutendsten Weltbegebenheiten den Ausschlag gegeben und stand jetzt unter dem sieben und zwanzigsten Großmeister, Jacob Bernhard von Molay, in einer Erhabenheit, in einem Glanz, in einer Würde da, hatte namentlich in Frankreich

einen so großen Einfluß erlangt, daß ein Wort des Großmeisters dem des Königs wohl gleich zu achten war. Noch sieben Jahre vor Molay's Erhebung zur Großmeisterschaft besaß er Philipp des Schönen Vertrauen und Zuneigung in einem solchen Grade, daß dieser ihm die Paphenstelle bei dem vierten Prinzen des Hauses, Robert, übertrug. Nicht allein Männer aus den berühmtesten Geschlechtern, z. B. Montmorency, Hongest, Congueval, gehorsamten den Verfügungen des Ordens, sondern auch Söhne unumschränkter Regenten.

Noch war Jacob von Molay nur Großprior des Ordens, als sein Vorgänger Monachus Gaudini, derzeitiger Großmeister, durch eine Unvorsichtigkeit, welche er beging, König Philipp dermaßen kränkte, daß ihm der Orden zuwider wurde. Der König mit dem Papst Bonifacius VIII. im Zwist, bewies Muth und Standhaftigkeit genug, daß der Zwist in Erbitterung ausartete. Nur von dem Papst abhängig, unter seinem Schutze stehend, neigten sich die Tempelherren auf seine Seite, entfremdeten sich der Geistlichkeit in Frankreich, welche sich laut für den König erklärt hatte, und waren so unvorsichtig, den Papst mit Geldmitteln zu

z

:

unterstützen. Der wachsame König wurde dessen inne, obgleich es geheim betrieben worden, und harrete nur einer Gelegenheit sich dafür zu rächen. Diese Absicht aber schloß Philipp bedächtig in seiner tiefsten Brust ein. Da starb Bonifacius VIII., Benedict, sein Nachfolger, suchte das gute Vernehmen, welches so lange unterbrochen gewesen, wieder herzustellen, und bewilligte also dem König den Zehnten von seinen Kirchengütern in seinem Reiche. Ohne sich um ihre Privilegien zu bekümmern, welche die Güter des Ordens von dieser Auflage befreiten, ließ Philipp all' ihre Comthureien in die Zehntenverzeichnisse mit eintragen, und allen Vorstellungen zum Troß, wurden die Pächter angehalten, den Zehnten zu bezahlen. Der Orden haßte nicht allein das eigenmächtige Verfahren des Königs, sondern auch den König selbst; mußte aber schweigen; der Haß wurde immer glühender, weil er ihn ersticken mußte.

Nur Wilhelm von Paris kannte Philipp's ganzes Empfinden. Bei dem Aufruhr über die Veränderung des Münzfußes hatte er die Gelegenheit wahrgenommen und ein Werk vorbereitet, dessen Vollbringen Philipp des Schönen Namen durch alle

künftigen Geschlechter in seinen glänzenden Farben erhalten hat, wenn auch hie und da gerechtes Mißfallen dem Andenken dieses Selbstherrschers nicht gerade zur Ehre gereicht. Wer aber nicht berufen worden, das Schicksal vieler Tausende in seiner Hand abzuwägen, der mag wohl ahnen, wie ein König denken müsse; aber selbst so denken, das ist eben so unmöglich, als der Stand des Niederen von des Königs Standpunkt verschieden ist.

Drittes Kapitel.

Es dunkelte schon, als auf dem mit wildem Gestrüpp bewachsenen Wege, wenig genug betreten, um ihn öde zu nennen, sich eine Anzahl bewaffneter Männer zu Pferde daher bewegte; je zwei und zwei, ritten sie zur Seite dreier andern Pferde, auf welchem sich sonderbare Gestalten befanden. Man konnte von diesen Gestalten den Oberkörper nicht erkennen, denn sie hingen mit dem Leibe über den Sätteln, während man ihnen unter dem Bauche des Pferdes Hände und Füße zusammen geschnürt hatte. Zur Rechten und Linken des Weges zog sich der Forst von Blancas hin, Eigenthum jenes Ritters, welcher auf dem festen Schlosse in Languedoc befahl. Durch das Geräusch, welches die Rosse verursachten, drang zuweilen das Rufen entfernter Menschen; es waren die Köhler, welche in

diesem Forste hausten, und ihr Geschäft nur zum Schein trieben, damit man ihnen nicht wegen Verletzung des Wildbanns den klarsten Beweis so geradezu führen könnte; auch war es nicht rathlich, in die Nähe dieser Halbverwilderten zu kommen, ihre Selbsterhaltung machte, daß der Todschlag nicht gar schwer auf ihrem Gewissen drückte. Die kriegerische Begleitung jener Drei, welche sich in so peinlicher Lage befanden, mußte nicht aus den beherztesten Männern bestehen, denn sie vermied jedes laute Wort und hatte vermuthlich nur darum den Weg über das Gestrüpp eingeschlagen, damit der Huftritt der Pferde nicht weithin schallte. Kleine ängstliche Schauer waren diesen Leuten nicht zu verdenken, denn im Munde des Volkes lebte noch manche Geschichte von den Gräuelthaten, die in diesem Forste verübt sein sollten; man erinnerte sich, daß vor mehreren Jahren sogar ein Räuberhauptmann da gehaust hatte, der sich selbst nicht erblödete, Pilger auf offener Landstraße anzufallen, ihnen das Reisegeld abzunehmen und die Kleinodien, welche sie irgend einem Heiligenbilde zu verehren gedachten.

Da man auf dem ungleichen Wege nicht eben

rasch vorwärts kam, so brach die Nacht herein, und leider mußte man des Mondlichtes entbehren, weil auf des Tages Schwüle Gewitterwolken folgten, die den ganzen Horizont schwärzten. Die auf so grausame Weise Gefesselten schienen mehr todt als lebendig, denn keiner von ihnen stieß noch einen Schmerzenslaut aus; man hatte sie auf diese Weise schon von Paris hierher geführt. Es waren die letzten Drei von den Verurtheilten. Der Ort ihrer Bestimmung, jenes feste Schloß, konnte man in zwei Stunden erreicht haben; darum hatte ihre bewaffnete Begleitung ihnen die gewöhnliche Zeit zur Erholung versagt. Der Weg wurde aber jetzt noch immer wilder als er schon gewesen; der Zug hielt an und die Bewaffneten flüsterten unter einander. Sie konnten keinen Ausweg finden, denn der Forst öffnete sich vor ihnen, ihr Weg führte gerade in ihn hinein.

„Was giebt's denn!“ rief es unter dem Bauche eines der Pferde hervor, welche die Gefangenen trugen. „Warum haltet Ihr? Sollen wir denn die ganze Nacht in dieser hündischen Lage hängen bleiben?“

„Halt's Maul!“ verwies ihm Einer mit ge-

dämpfter Stimme. „Denk' ich doch, Du Gauner hättest längst das Sprechen verlernt. — Weiß nur nicht, was sie an Dir Teufelsbraten noch aufheben wollen? an Euch drei Höllenbräugeln! Muß man da noch die ganze Nacht sich herumtreiben und ich sehe nicht ab, wie wir anders herausfinden wollen, wenn nicht irgend ein Heiliger sich unserer erbarmt, und einen himmlischen Boten abschickt.“

„Du bist doch so dumm wie 'n Stück Holz“ versetzte der Andere wieder; „ich hänge hier wie 'n gebundnes Kalb auf der Schindmähre und höre doch das Knistern der Flamme. Rufe die Köhler an, sie werden Dich wieder auf den rechten Weg bringen.“

„Ja, wenn mein Hals mir nicht lieber wäre als eine taube Nuß, dann würd' ich Deinen Spitzbubenrath befolgen; es wär' der nächste Weg auf ehrsame Weise in Abraham's Schooß zu steigen.“

„Was könnten sie Dir denn nehmen? Dein Pferd etwa? Das können sie nicht gebrauchen; höchstens könnte sie Dein Schwert gelüsten, das wäre Alles. Bedenk' aber, wie sie des Königs Zorn rege machen würden, wenn sie einem von seinen Soldnern ein Stück nehmen, was dem König

gehört; Philipp ist so nicht der Mann, der sich gern was nehmen läßt — haben, haben — so lautet seine Regel.“

Der Kriegsmann schwieg. Es war, als wenn ihm des Gefangenen Meinung einleuchtend wäre. Jener flüsterte wieder mit seinen Gefährten, sie rathschlagten und kamen endlich zu einem Beschluß, der ihrem Feldherrntalent Ehre machte. Sie wollten nämlich bei einander bleiben, um im Nothfalle, räuberischer Gewalt begegnen zu können; die Köhler wollten sie herzurufen und sie zur bereitwilligen Hülfe mahnen. Dieser Beschluß war einstimmig angenommen worden. Die rauhen Stimmen tön-ten in den Forst hinein, und es dauerte nicht lange, so schwanke ein heller Schein hinter Baum und Busch hervor; er verschwand zuweilen wieder, doch nur, um näher und heller aufzuleuchten. Von Gefahr konnte hier keine Rede sein, denn nur ein Mann, ein Stück brennenden Holzes in der Hand, dessen Flamme seine wilden Züge beleuchtete, näherte sich dem Trupp so weit, daß er im Fall eines feindlichen Empfangs wieder in den Forst flüchten konnte. Das machte den Anführer des Trupps frischemuthig und er rief dem Köhler zu: „Im

Namen des Königs, dessen Unterthan Du bist, fordere ich Dich auf, uns den rechten Weg nach der Feste des Ritters von Blancas zu zeigen!"

„Nach Schloß Roucy!" rief der wieder unter dem Bauche des Pferdes hervor.

„Weiß schon, weiß schon" — meinte der Köhler; — „werde des Königs Befehl Gehorsam leisten. Ihr habt ja aber dort, wie ich sehe, eine ganz eigene Art von Reiterei bei Euch" fügte er verwundernd hinzu, indem er wie neugierig näher herantrat. — „Möchte so keine Stunde hängen — die Adern im Kopfe würden mir ja bersten. Na, ich wünsche Euch Dreien viel Vergnügen auf Roucy, wenn Ihr hundert Klaftern tief im Felsen, bei verschimmeltem Brod und faulem Wasser, mit hundert Pfund Eisen, eine herrliche Musica anstimmet."

Während der Köhler dieses sagte, war er ganz nahe an denjenigen herangetreten, welcher den Namen der Feste genau genannt.

„Nicht wahr, Alter" — rief dieser mit Lachen, — „und zu dem Gerassel unsrer Ketten unser Geheul an die tauben Felsenwände schlägt?!"

„Was soll das Geschwäg?" — mengte sich der Anführer hinein. — „Fort, fort! daß wir vom Wege

kommen — sonst haben wir ein Donnerwetter vom König wie vom Himmel zu erwarten.“

„Das geht nicht so schnell, Herr“ — zog sich der Köhler zurück. — „Ich bin schon ein Bißchen zu alt, um solch' weite Wege zu machen; aber mein Peter, der soll Euch führen. — Will hier diesen Span in die Erde stecken, daß Peter den Weg zu Euch nicht verfehlt.“

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, verschwand der Köhler in das Dunkel des Forstes; die Bewaffneten mußten sich still verhalten, bis Peter käme. An eine Unterhaltung war nicht zu denken, denn in Jedermanns Kopfe entwickelten sich Möglichkeiten, wie sie das Vorurtheil gegen diese halbwilden Menschen gebären mußte. Gern hätten sie den flammenden Span ausgelöscht, damit auch Peter und wer weiß wie viele Andere noch nicht wüßten, wo sie sich befänden. Aber die Maßregel schien doch einem Jeden gar zu feig. Auch regte sich nichts Verdächtiges, und der vorlaute Gefangene bestärkte sie in ihrem kühnlichen Erwarten; er klagte sein Schicksal an, welches sich nun in sehr kurzer Zeit entscheiden würde, drückte

seine Furcht aus vor Kerker und Fesseln; eine ganz neue Erscheinung bei dem Verwageten.

„Ja, ja“ — meinte einer von den Bewaffneten — „böse That — schlimmer Lohn. — Bist auf der ganzen Fahrt so halsstarrig gewesen, drum kommt Dir das Wasser an den Hals? Merkst Du was? Es wird Dir schlecht behägen in dem Felseneste. Hättest nur heute von der Sonne Abschied nehmen sollen; denn bevor sie aufgeht, hüllt Dich ewige Finsterniß ein. Wirst wohl manchmal nach dem Korbe, nach dem Krüge suchen müssen, damit Du Brod und Wasser habest, welches man an einem langen Strick Dir hinuntersenkt.“

Vielleicht hätte der gute Mann dem Gefangenen noch mehrere von diesen Bildern vorgespiegelt, wenn nicht eben eine gelenke Mannesgestalt aus dem Forst geschlüpft wäre.

„Bist Du der Peter?“ — rief der Anführer.

„Ja, ich bin der Peter —!“ — antwortete die Gestalt; zog den verlöschenden Span aus dem Boden, schwang ihn so heftig im Kreise um den Kopf, daß der Luftzug die Flamme wieder ansachte.

„Wirst Du uns denn nun auf den rechten Weg nach Roucy bringen?“

„Ich werde Euch auf den rechten Weg bringen“ — versprach der Bursche, während er noch immer seine Fackel schwenkte, so daß die glühenden Kohlen weit umher flogen.

Die Bewaffneten hatten bald Ursach, einzusehen, daß diese Bewegung des Burschen noch eine andere Absicht hatte, als nur den Span in Flammen zu setzen. Denn unheimlich raschelte es und schlüpfte es durch die Büsche und über das Gestrüpp, und hie und da zuckte schon der Schein von dem brennenden Span über ein auftauchendes wildes Gesicht. In einer den Bewaffneten unverständlichen Sprache rief Peter einige Worte; es schien eine Frage in ihnen zu liegen, und als wenn Bäume und Büsche Menschen geworden wären, so heulte es ringsum wild und schrecklich den Namen: „Der Graue, der Graue!“

„Hier ist Verrath!“ — rief der Anführer erschrocken. — „In des Königs Namen, gebt Kunde, was Ihr wollt?“

Der Alte, welcher zuerst den Hülferuf der Verirrten gehört hatte, trat hervor, einen riesigen Schürbaum in der Rechten haltend, eine gute Anzahl hinter ihm, und ebenfalls wie er bewaffnet.

„Es soll Euch nichts Leides widerfahren“ — versprach er ernststen Tones, — „wenn Ihr Euch willig in das Unabwendbare füget. Es kümmert uns auch nicht, was diese Drei verbrochen haben, eben so wenig wollen wir die Drei; nur den Einen müßt Ihr uns überlassen; daß Ihr die andern Beiden sicher auf Roucy abliefern, das verbürgen wir Euch.“

„Was!“ — zürnte einer von den Bewaffneten — „unterfanget Ihr Euch, des Königs Namen und seine Diener so zu verunglimpfen? Meint Ihr, daß unsere Schwerter Binsen sind?“

„Steckt ein“ befahl der Köhler. — „Steckt ein, und gebt Euch nicht unnütz in Gefahr. Unsere Schürbäume schlagen Mann und Roß zu Boden, und daß wir sie zu gebrauchen wissen, das mögt Ihr um Eurer selbst willen glauben.“

Da wurde denn wieder Kriegsrath gehalten. Die Lage der königlichen Söldner war die schlimmste, welche man sich denken kann; wenn sie auch von ihren Waffen hätten Gebrauch machen wollen, so hatten sie nicht einmal Raum, ein Schwert mit Nachdruck zu schwingen, um so weniger noch ein Pferd zu tummeln. Sie knüpften also Unterhand-

lungen an, deren Ergebnis war, sich in die Nothwendigkeit zu fügen. Die Köhler mußten den Verlangten bezeichnen; man löste seine Bande, half ihm vom Pferde; er vermochte kaum auf den Beinen zu stehen. Die Köhler schüttelten ihm kräftig die Hand; das schmerzte aber, weil die Gelenke arg mitgenommen waren, und im verdrießlichsten Tone befahl der eben Befreite, man sollte auch, den zweiten Gefangenen seiner Fesseln entledigen, denn den Freund könne er nicht in der Noth verlassen.

„Du kennst unsere Art und Weise“ — entschied der alte Köhler; — „wir haben das Wort gegeben, nur Dich haben zu wollen, und der König von Frankreich soll nicht sagen können, die Köhler im Walde von Blancas hätten ihm ihr Wort gebrochen. — Daraus also, Freund, kann nichts werden.“

„Nicht?!“ — zürnte dieser. — „Habt Ihr den Gehorsam gegen mich schon verlernt?“

„Wer hieß Dich von uns gehen? Hatteft aber große Dinge im Kopf — mit Ziegenkäse und einem guten Stück Wildpret mochtest Du nicht mehr vorlieb nehmen — das alte Schlaraffenleben im Con-

vent machte wieder bei Dir auf. Nun siehst Du die Früchte davon, und anstatt Du Deinen alten Freunden danken solltest, daß sie um Deine Befreiung in das Wespennest des königlichen Zornes stoßen, sprichst Du in einem Tone mit uns, der uns es schier bereuen läßt. — Und kurz und gut, es steht jetzt in Deiner Wahl, ob Du Deinen alten Freunden folgen willst — oder nach Schloß Roucy mit wandern. „Peter“ wandte er sich an den jungen Mann mit der Fackel, — „Du bringst diese Leute bis an den Steig, welcher zwischen dem Wasser und der Beste, bis zur Brücke läuft; dann kehrt Du um. Das aber sag' ich Euch, Ihr Herren, krümmet Ihr meinem Buben ein Haar — so findet Ihr den Weg nach Paris nimmermehr wieder. Ihr habt selbst gesehen, wie ich Euch Wort gehalten; drum versprechet mir als redliche Männer, meinen Peter ohne Gefährde wieder nach Hause kehren zu lassen.“

Die Königlichen hätten wohl mehr noch als das versprochen, um nur aus dieser verteuflerten Lage zu kommen, und kaum hatten sie es gethan, so eilte auch schon der Bursche voraus, sie folgten

ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, da sie einen der Gefangenen nicht mit abliefern konnten.

Im Forste selbst wußten der Köhler Weiber und Kinder schon, daß die Männer ausgezogen waren einen alten Freund, den „Grauen,“ wie sie ihn nannten, in Freiheit zu setzen. Laut jubelnd empfing man ihn, geschäftig Speise und Trank ihm bietend, denn er schien sehr erschöpft; was Keller und Küche dieser armen Waldbewohner vermochte, das wurde aufgetischt; es waren jaft keine Vederbissen, doch mundete es dem Hungrigen, dem Durstigen gar herrlich. Eine Rehkeule, am Feuer geröstet, mit Salz und Pfeffer eingerieben, Ziegenkäse und Gerstenbrod und klares Quellwasser, das konnte man dennoch bieten. Um ihn her in der Hütte, roh aus Lehmsteinen gebaut, saßen oder kauerten die Freunde, und freueten sich seiner Eßlust; hofften aber auch, daß er, gefättigt, von seinen Erlebnissen erzählen würde. Es dauerte lange, ehe er seine Mahlzeit geendigt hatte, denn die erlahmten Hände konnten mit seinen Zähnen nicht gleichen Schritt halten. Man bedauerte ihn, war ihm hilfsreichst stets zur Hand, um ihn das Geschäft zu erleichtern, und so war es möglich,

daß er endlich damit zu Stande kam. Dieser alte Freund, mit dem Beinamen „der Graue,“ hatte eben keine einnehmenden Gesichtszüge, obgleich ein gewisser Anstrich von einer anderen Kühnheit als der eines Mörders oder Räubers in ihnen zu erkennen war; sein Körper maß weit über Manneslänge und war mit den Ueberbleibseln eines Unterkleides der Templer bedeckt; die Nase, lang und stark gebogen, reichte sonderbar weit aus dem magern Gesichte hervor; der Mund, klein und scharf vortretend, war von grauem dünnem Barthaar bedeckt; auch sein Haupthaar, die Augenbrauen, Alles sprach von vorgerückten Jahren; nur das dunkle Auge, in welchem sich das Licht eines flatternden Spans spiegelte, schien noch recht jugendlich gegen seine Umgebung. Mit dem Armel seines Kleides wischte der Gesättigte nun den Mund, griff noch einmal nach dem unförmlichen Krüge von Holz, trank daraus, und sprach dann mit weinerlichem Lachen: „Habe ich doch kaum zwanzig Stunden hungern müssen und dursten, während Seine Majestät, unser gnädige Herr, der König dreimal vier und zwanzig Stunden nichts zu essen hatte. Das war gewiß das erste Mal in

seinem Leben, daß er zu der Erkenntniß kam:
Hunger thut weh.“

Diese Aeußerung machte Aller Neugier rege. Der „Graue“ aber gab dem alten Köhler ein Zeichen; dieser verstand ihn und befahl den Uebrigen, daß sie zur Ruhe gehen sollten, damit der „Graue“ sich ebenfalls von den Anstrengungen eines so peinlichen Rittes erholen könnte.

„Morgen, Freunde“ — versprach der „Graue“
— „erzähle ich Euch desto mehr.“

Und Jeder wünschte ihm gute Nacht.

Viertes Kapitel.

Auf der Beste Roucy entfetzte man sich über die gewaltsame Befreiung des einen Gefangenen, zumal der Ritter selbst, da er sich den Brief von Wilhelm von Paris durch den Burggeistlichen hatte vorlesen lassen. So angelegentlich war ihm noch nie ein Gefangener anempfohlen worden; bei des Königs Zorn, schrieb Wilhelm, sollte er ja darauf achten, daß keiner von diesen Dreien entkäme. Es mußte daher etwas gar Großes dahinter sein, denn der Burggeistliche mochte kaum mit den Worten heraus, der mächtige Priester, der Beichtvater des Königs, werde binnen Kurzem auf Roucy selbst eintreffen. Was sollte der Ritter beginnen? hier war guter Rath theuer; doch sein Vater suchte ihn mindestens scheinbar zu beruhigen; er wollte nämlich an den Beichtvater des Königs schreiben, daß nur zwei von den Gefangenen ab-

geliefert worden wären, daß Entkommen des Dritten könne man dem Ritter nicht zur Last legen. Damit der Brief nicht unterschlagen würde, sollte er durch zwei von des Ritters eigenen Leuten an Ort und Stelle gebracht werden, denn, wer stände dafür, meinte der Pater, daß nicht die Königlichen aus Furcht vor Strafe in die weite Welt gingen. Mit all' diesen Anordnungen zufrieden, beherzigte er auch den andern wesentlichen Inhalt des Briefes; strenge Bewachung der Gefangenen war ihm vorgeschrieben, sie sollten jedoch keinen Kerker haben, dessen feuchte Luft ihrer Gesundheit nachtheilig werden könnte, auch Speise und Trank so gut des Ritters eigene Küche und eigener Keller vermöchten; sie sollten nicht von einander getrennt werden, nur sollte der Ritter verhüten, daß jemals ein Geistlicher zu ihnen käme.

So sehr diese Punkte auch der Einrichtung auf der Beste im Betreff der Gefangenen widersprachen, so blieb dem Ritter doch keine Wahl übrig. Er hieß dem Geistlichen sich zu entfernen, rückte seinen großen Sessel von Eichenholz zurecht, und ließ die beiden Gefangenen vor sich bringen. Das Gefängniß in Paris, die qualvolle Reise hieher, auch wohl die ausgestandene

Todesangst bei der Hinrichtung der Dreißig hatten die Gesichtszüge dieser beiden Verbrecher scheußlich entstellt; doch schien der eine von ihnen dem Ritter bekannt; er prüfte ihn lange mit fragendem Blick. Der aber erwartete seine Anrede nicht und sprach mit geläufigem Munde: „Ihr kennt mich schon lange, edler Herr, seid schon zu öftern Malen in meiner Werkstatt in Beziers gewesen —“

„Nicht möglich! Du bist Florian, der Waffenschmied — Mensch, was hast Du begangen, daß man Dich zum Tode verdammt?“

„Nichts, Herr Ritter — oder doch nur eine Kleinigkeit. Seht, ich habe mich bemüht mein Vebelang, habe zusammen gescharrt und geschabt, habe gedarbt, um meinem Töchterchen einst ein Stück Geld hinterlassen zu können, oder eine ansehnliche Mitgift meiner Margot zu geben, wenn sich eine passende Heirath für sie noch bei meinen Lebzeiten fände; für mein Kind that ich Alles. Denn die Mutter starb ihm früh, und ich war schon über die Vierzig hinaus, als ich mir ein Weib nahm. Seht wohl selbst ein, edler Herr, daß mir nicht gar viel Zeit übrig blieb; denn jetzt ist meine Margot achtzehn Jahr alt, und wenn

man sechszig hinter sich hat, so muß man schon an den Himmel denken. — Ich hatte ein artiges Sümmdchen baar für das Kind liegen, zugleich einen Gefellen, den ich meiner Margot zum Manne und mir zum Eidam wünschte. Der Balthasar hatte aber keine Augen, und wie ich auch manchen Wink fallen ließ, er bemerkte es nicht — “

„Ist Deine Margot schön?“ — unterbrach ihn der Ritter.

„Herr, wie ein sonnenheller Maitag.“

„Dann war aber der Balthasar recht dumm.“

„Das just nicht, edler Herr, das nicht — hört nur weiter. Eines Tages — wir hatten eben das Frühmal eingenommen — dacht' ich so bei mir: Ein tüchtiger Schlag mit gutem Hammer und kräftigem Arm thut besser, als zwanzig und dreißig matte Schläge. — Denn das muß ich Euch sagen, edler Herr, das Eisen mag noch so schön glühend sein, es verköhlt wieder unter den vielen matten Schlägen, und wird nie was Rechtes draus geschmiedet. Das weiß ich aus Erfahrung. Genug, Margot hatte eben den Tisch abgeräumt, Balthasar und die andern Gefellen standen schon wieder bei Esse und Amboss, das Mädchen setzte sich nicht

weit von mir nieder, und ließ die Kunkel schnurren. Ich rückte drei-, viermal meine Lederkappe von einem Ohr zum anderen, wollte sprechen und konnte nicht, — da fragte mich Margot, ob mir Etwas fehle, und wie der Blik war ich bei der Hand, führte den kräftigsten Schlag, indem ich sie urplötzlich fragte, ob sie nicht zu heirathen gedächte. — Edler Herr, man kann darüber hinsterven, ehe man auf diese Frage ja oder nein von einem Mädchen herauskriegt; aber jedennoch giebt es Wahrzeichen, nach denen man sich so ungefähr richten kann, z. B. Zittern, die Augen niederschlagen — meine Margot ließ die Kunkel fallen, schlug die Augen nieder und zitterte — Alles zugleich. Ha, dachte ich, der Schlag war gut! Nun noch einen frisch darauf! Ich nannte also den Namen Balthasar — Nun war ich meiner Sache ziemlich gewiß, wartete bis zum Sonntag; da nahm ich denn meinen Balthasar allein, führte ihn zu meiner Truhe, und sprach: Balthasar, magst Du meine Margot leiden? Er ward roth im Gesichte — denn am Sonntag wäscht er sich vom Ruß rein — und antwortete: Ja, Meister, wenn Ihr's erlaubt? — Höre, Balthasar, ich erlaube das, ich sehe es

sogar gern, und nun noch eine Frage: Willst Du meine Margot zum Weibe haben? — Meister, wie kann ich? stotterte er. — Sei kein Thor, Balthasar, bist fünf und zwanzig alt, hast es in der Waffenschmiedekunst ziemlich weit gebracht, und kannst alle Tage als Meister bestehen. — Da wandte er denn ein, er sei arm; und das wollte ich nur. Ich öffnete die Truhe, zeigte ihm ein gutes Theil blanken Goldes, und sagte, daß ich dafür schon gesorgt hätte. Er fiel mir zu Füßen, ich rief meiner Margot und legte Beider Hände in einander.“

„Da warst Du freilich auf einmal am Ziel.“

„So dachte ich auch, edler Herr — aber hört nur, wie es kam. Alle Anstalten waren getroffen, die Hochzeit war vor der Thür — da kommt ein Ausschreiben vom König, welches mir befiehlt, mein Geld nach Paris in die Münze zu tragen. Des Königs Majestät wollte es umschlagen lassen — man weiß aber recht gut, daß es gar schwer hält, auch nur einen Theil von dem wieder zu bekommen, was man dort hin gegeben. Ungehorsam wollte ich nicht erscheinen; doch mich auch nicht leichtsinnig von dem Ersparten trennen: geraden

Weges machte ich mich auf nach Paris. Sehen und hören, dachte ich, sollst du; was Alle thun, das thust du auch. Das pariser Volk aber war eben so wenig als ich geneigt, des Königs Befehl zu gehorsamen; es murrte laut und meinte, man müßte der königlichen Gewalt die Volksgewalt entgegen setzen. Ohne weiteres Bedenken schloß ich mich dem Haufen an, der fest entschlossen schien, den König zur Zurücknahme seines Edictes zu zwingen. Den Hergang, wie der König im Tempel belagert worden, wisset Ihr vielleicht besser als ich; aber ich weiß leider nur, daß ich ergriffen wurde, in's Gefängniß gebracht, zum Tode verurtheilt, und nun vor Euch stehe, mein ferneres Schicksal erwartend."

„Ei, ei, ei“ — schüttelte der Ritter den Kopf, — „ein so alter Meister, und begehst noch einen so dummen Streich! Schließe Deine Rechnung, Florian, denn von des Königs Gnade bleibt Dir kein Hoffen. — Schwerer denn mancher Andere mußt Du Dich vergangen haben, sonst würdest Du jetzt schon Deine Strafe mit allen Uebrigen erlitten haben, und nicht hieher geschickt worden sein, um einer andern Strafe aufgespart zu wer-

den. — Du dauerst mich, Florian, um Deiner Margot willen — das arme Kind!“

„Ja, edler Herr, das nagt mir auch am Herzen. Man sagte mir schon in Paris, mein Hab' und Gut sei des Königs Schatz verfallen. Nun wird meiner Margot Nichts übrig bleiben; sie hat keinen Vater mehr, der sie ernährt, und Balthasar zieht wieder in die weite Welt hinaus, eine neue Werkstätte zu suchen, da meine Esse nicht mehr sprüht. — Wenn Ihr nach Beziers schickt, so laßt ihr doch sagen, ihr Vater sei hier; sie sollte nicht an Gott verzweifeln, nicht an dem gnädigen Herzen unsres Königs — und wenn sie her kommt, gnädiger Herr, ihren Vater noch einmal zu sehen — werdet Ihr's nicht dulden?“

„Ich verspreche Nichts, Florian, gar Nichts“ wies ihn der Ritter ab, und um ferneren Bitten vorzubeugen, wandte er sich schleunigst an den Mitgefangenen: „Wer bist Du? — Trotz Deines dürftigen Wesens erkenne ich kriegerischen Anstand, und — was seh' ich! trägst Du nicht ein Unterkleid des Tempelherrenordens?!“

„Ihr habt's errathen, Herr Ritter“ — versetzte

der Gefangene tiefen Tones. „Ich bin Matthias, der Prior von Montsaucon.“

„Unglücklicher“ — fuhr der Ritter von seinem Sessel auf, — „Du bist es, der in des Königs Hand gefallen? Du?“

„Warum erschrecket Ihr so heftig? Ihr seht, ich erschrecke nicht — Mögen sie Qualen erdenken, daß Enkel und Urenkel noch mit Schauern davon erzählen; das Ende aller Qualen ist ja doch nur der Tod. — Ich weiß recht gut, Ihr traget das Johanniterkreuz; von jeher waren sich unsre Orden nicht hold, denn Einer wollte den Anderen überflügeln. Darum heißt es auch in der Regel der Tempelherren: So einer aus dem Orden treten will, er darf in jeden andern, nur nicht in den von St. Johann. Zum Ueberfluß hat man hinzugefügt: Er soll in einen strengeren Orden treten, als der der Tempelherren sei.“

„Auf strenge Ordnung“ — vertheidigte der Ritter heftig — „hält Bulco von Billaret wohl eben so gut und wohl noch besser als Jacob von Molay!“

„Mag sein, Herr Ritter, kann sein, ich will nicht widersprechen, denn — einem Gefangenen

steht das schlecht an. — Aber“ — knirschte der Prior durch die Zähne, — „sie haben mich verdammt, das Kleid zu lassen, und eigennützig meinen Arm gewählt; sie haben mich aus dem Orden gestossen, den schmähslichsten Strafen anheim gegeben, und den Flüchtigen doch endlich nach Paris gesandt, um an des wüthenden Pöbels Spitze den König zu zwingen, daß er das Edict zurücknehme, welches die Güter des Ordens antastete — Ihr habt doch wohl Recht, Herr Ritter.“

Dieser sann eine Weile nach, dann fragte er plötzlich: „Wie hieß Dein Unglücksgefährte? wer war es, den die Köhler befreiten?“

„Er war Tempelherr, wie ich, aus Florenz gebürtig, sein Name Noffo Dei. Gleiches Schicksal hatte ihn mit mir betroffen, und gleich wie mich brauchten ihn die Provinzen —“

„Welche Provinz hat Euch gedungen?“

„Die Provinz Normandie.“

„Der Großprior ist aber nicht in Frankreich; er ist, wie ich meine, in Cypern.“

„Die Brüder selbst thaten es im Capitel. Man

schmeichelte uns mit der Hoffnung, wenn wir an diesen großen Vortheil des Ordens Leib und Leben setzten, und es glücklich zu Ende führten, so wollte sich das Capitel bei dem Großmeister verwenden, daß wir nach einer harten Pönitenz mindestens das Kleid eines dienenden Bruders zurückerhielten — "

„Ihr Verblendeten!“

„Freilich, freilich wohl verblindet, Herr Ritter! Und um so klarer seh' ich jetzt, sehe gar zu deutlich, wie mich die Brüder im Stich gelassen, und die Klage von sich zurückweisen werden, daß Tempelherren an dem Aufruhr Theil genommen. Nicht Ausgestoßene werden sie uns nennen, sondern Abtrünnige; um die Ehre des Ordens willen.“

„Was aber war Euer Vergehen, Deines und des Noffo Dei?“

„Davon ist just nicht viel zu erzählen — und Mensch ist Mensch. — Wir Beiden gingen eines Tages aus; wir hatten unsre Mäntel um, und ich erblickte an dem Fenster eines Hauses ein schönes Weib. Lieber Bruder, sagte ich zum Noffo Dei, wir sind ziemlich weit von der Comthurei entfernt, und wenn Du denkst wie ich, so klopfen

wir bei diesem Weibe an; überdies bin ich Prior und gar zu leicht folgt mir keiner der andern Brüder auf Tritt und Schritt. — Noffo Dei dachte wie ich, denn auch ihm war das Gelübde der Keuschheit gar sehr drückend. Gesagt, gethan, und wo der Teufel einen Teufelsstreich spielen will, da braucht er ein Weib. Mich wundert's auch gar nicht mehr, daß Adam so dumm gewesen, das Paradies zu verscherzen, und hätte es damals Gelehrte gegeben, sie würden unserm Herrgott gar arg zugesetzt haben. Kurz, das Weib war unsern Wünschen hold; der Tag schwand hin und die Nacht. Mit dem anbrechenden Tage aber klopfte es an der Thür des Hauses; wir öffneten nicht — die Thür wurde eingebrochen, und vier Brüder traten herein. Das war nun freilich eine saubere Geschichte. Wort gab Wort, von Worten kam es zu Thätlichkeiten, ich riß einem Bruder die Mantelschnur entzwei — und das wißt Ihr ja wohl, Herr Ritter, ein Verbrechen reicht dem andern die Hand, gerade wie die Worte in den Psalmen folgen — zwei von den Brüdern wurden mit den Schwertern durchrannt, die Andern flohen.“

„Man fing Euch aber dennoch?“

„Daß wir Narren gewesen wären, uns fangen zu lassen! Auf! und davon! war die Loosung — wir flohen, ohne zu wissen wohin. Nun denkt aber: Tempelherren und nicht mehr als vier Dreier in der Tasche. Denn sorgfamer als über diesen Punkt, wird über keinem gewacht, damit Reichthum sich zu Reichthum schlage, und der Besitz von mehr als vier Dreier wird schon als Raub am Ganzen betrachtet. — Ihr wolltet wissen, Herr Ritter, mit was wir uns an dem Orden vergangen, das habe ich Euch erzählt; was ferner geschah — davon laßt mich schweigen.“

„Auch will ich es nicht wissen“ — nahm der Ritter mit finsterem Stirnrunzeln das Wort. Darauf schritt er zur Thür, rief die Wachen, und wies den Beiden ein Gefängniß an, welches den Befehlen des Königs entsprach.

Lange Zeit schritt er allein im Gemache auf und nieder; er dachte so Manches, und konnte doch nicht zu einem festen Entschlusse kommen. Der Ritter war von jenen Männern einer, welche wohl geeignet sind, gemessene Befehle richtig aus-

zuführen, aber was drüber ist, das können sie kaum denken, viel weniger die Folgen, welche sich daran knüpfen könnten, nur halbwegs berechnen. Und dennoch fuhren ihm so manche Gedanken durch den Kopf, denn der Orden, welchem er angehörte, hatte stets mit dem Tempelherrenorden um den Vorzug gebuhlt; Dieser, wie Jener, übten Geheimnißkrämerei, wie es Sitte ist bei allen neuen Secten, bei allen neuen Verbrüderungen. Unschlüssig, was er thun sollte — denn gerade diejenigen Leute, welche Nichts thun sollen, quälten sich am meisten mit der Wahl — ließ er den Vater kommen, theilte ihm mit einem Anstrich von Eigendünkel dasjenige mit, was er aus den Beiden heraus gefragt haben wollte, und meinte, er würde sich bei dem Könige sehr beliebt machen, wenn er ihm das Alles mittheilte. Der Vater hingegen bedeutete ihm, daß man in Paris schon früher davon unterrichtet gewesen sei, offenbarte ihm zugleich, daß er alle Aufmerksamkeit auf diese Gefangenen verwenden mußte, denn eine große, große Absicht des Reichtvaters des Königs würde durch sie in Erfüllung gehen.

„Dann wißt Ihr ja mehr als ich, Vater“

stieß der Ritter verdrüsslich hervor; — „und ich denke doch, daß ich auf Roucy befehle!“

„Das stell' ich auch nicht in Abrede, Herr Ritter. Aber bedenkt, was der Beichtvater des Königs an mich schreibt, das kann er an Euch nicht schreiben.“

„Warum nicht?! Was habt Ihr mit dem Beichtvater des Königs zu schaffen?“

„Er mag so hoch stehen, so viel er wolle“ — blieb der Pater bei seinem Ton, — „er bleibt dennoch nur ein Jünger des heiligen Dominicus wie ich —“

„Also er hat an Euch geschrieben? Und davon weiß ich Nichts? Wie ist es möglich, es kommt ein Brief an auf meiner Weste, und ich weiß es nicht!“

Der Pater merkte nun wohl, daß er zu vorlaut gewesen; er kannte den Ritter, kannte seinen Sähzorn, der selbst zuweilen sein heiliges Gewand nicht verschonte, und mußte kein anderes Mittel, die Sache in Güte beizulegen, als daß er sich den Ritter wieder befreundete, jedoch auch gegen Wilhelm von Paris sich sicher stellte. Drum sprach er mit tiefem Ernst und so heimlich, daß ein minder

Neugieriger als Blancas wohl auch in die Falle gegangen wäre: „Euer ritterliches Wort, Herr, daß Ihr von dem, was ich Euch vertrauen werde, niemals auch nur eine Sylbe laut werden lasset.“

Der Ritter gab sein Wort und die Hand dazu, und nun zog der Vater aus dem weiten Aermel seines Gewandes einen Brief hervor, spähet bedächtig ringsum, ob auch Niemand da wäre, der ihn belauschen könnte, winkte dann dem Ritter, mit ihm in die entfernteste Fensterbrüstung zu treten, und dort erst las er das Handschreiben Wilhelm's von Paris, an ihn gerichtet:

„Geliebter Bruder in Christo,

„Gott ist der Anfang von Allem, ist der Athem, „welcher Alles bewegt, und die Welle, so daß „Mühlrad wälzet für und für, an dessen Bewe- „gung das Schicksal einer Welt hanget. Wir, „mein geliebter Bruder in Christo, wir sind das „auserwählte Mittel, durch welches der Herr aller „Himmel Gut und Böß verkündiget. So ver- „kündige ich Dir dann, daß eine große Umwäl- „zung geschehen werde; freue Dich, mein Bruder „in Christo, daß auf Dich und mich die Wahl ge- „fallen ist, den göttlichen Willen zu vollstrecken.

„Ich werde den Staub von meinen Füßen schüt-
teln, in zweien Tagen Dich begrüßen; Du wirst
Sorge tragen, daß Alles, was zur Leibesnoth-
durft gehört, vorhanden sei, und nicht der Man-
gel desselben den treuen Diener des Herrn in der
Erfüllung seiner Pflicht störe. Pax tecum!“

In diesem Briefe stand nun so eigentlich gar
Nichts; der mystische Eingang desselben aber
machte doch, daß der Ritter bedenklich den Kopf
schüttelte, und einen so hochehrenden Besuch mit
aller ihm zu Gebote stehenden Aufmerksamkeit auf-
zunehmen versprach. Ja, in diesem Augenblick
schon entfernte er sich, um Anstalten dazu zu
treffen. Kaum hatte er die Thür hinter sich ge-
schlossen, so lachte ihm der Pater nach: „Es ist
doch gut, daß unsere Herren Ritter nichts Anderes
als Reiten und Fechten lernen — denn könnten
sie lesen und schreiben — bei St. Dominicus! es
stände schlecht um uns.“

Fünftes Kapitel.

Die Waffenhalle auf der Feste Roucy zugleich das Prunkgemach des Ritters hatte heute einen dritten Namen bekommen, und zwar den eines Geheimzimmers, denn schon seit zwei Stunden verhandelten hier zwei Männer mit einander, fremd zwar auf der Feste, aber so geheim, daß selbst der Ritter ohne ausdrücklichen Befehl nicht eintreten durfte. Die drei Eingänge zu dieser Halle waren auf eine merkwürdige Weise bewacht, denn außerhalb derselben mußten selbst die Wachen so weit von den Thüren entfernt stehen, daß sie nicht einmal einen Laut vernehmen konnten. Die Waffenhalle, hoch gelegen auf der hohen Feste, überragte mit ihren Fenstern, aus buntem Glas gar künstlich zusammengefügt, alle umliegenden

Höhen, und nicht einmal der Sonnenschein fand ungehindert Eintritt durch dieselben, um wie viel weniger noch der Blick eines menschlichen Auges. Die an den Wänden umher aufgehängten Rüstungen und Waffen deuteten auf das Alter des Stammes, welchem der Ritter entsprossen; die Jahreszahl über dem letzten Waffenstücke, aus Helm, Panzer, Schwert und Kolben bestehend, zierte noch das Johanniterkreuz und eine Inschrift in gewöhnlichem Mönchlatein besagte, daß der Stamm Blancas hier erlösen würde.

Die beiden Männer, welche hier so geheim zu verhandeln hatten, merkten aber weder auf die Waffenstücke, noch auf die bunten Schildereien in den hohen Bogensfenstern; denn ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit, wie derjenige, der sie hier zusammenführte, ließ sie Alles um sich her vergessen. Sie saßen einander gegenüber; ein kleiner Tisch war zwischen ihnen. Nichts war auf dem Tische zu sehen, außer einigen nicht beschriebenen Pergamentblättern, den die Schreibzeuge trugen sie am Gürtel. In ihrem Aeußeren waren die beiden Männer sehr verschieden. In dem kleinen häßlichen Dominicaner erkannte man Wilhelm von

Paris, der Andere aber in schwarzen Sammet gekleidet mit dem Ehrenkettlein um den Hals, das Kreuz des heiligen Ludwig auf der Brust tragend, mit dem schlicht nach hinten gekämmten Haupthaar, mit dem schwarzen spanischen Bart, der das blasse Gesicht noch blässer machte, und einem Schwert an der Seite, dessen Knäuf das königliche Siegel zierte, war Wilhem von Nogareto, König Philipp's des Schönen Kanzler.

Wenn auch der Beichtvater des Königs dessen geheimste Herzensregungen kannte, so mußte er doch, in Rücksicht auf Staatsangelegenheiten und der darauf Bezug habenden Absichten des Königs gegen den Kanzler zurückstehen. Daß diese Beiden aber sich in ihren Meinungen begegneten erhellte schon aus dem, dem Anschein nach zufälligen Zusammentreffen auf Roucy, aus ihrem geheimen Verhandeln daselbst, welches sogar dem Könige verborgen bleiben mußte.

Der Kanzler schien ungeduldig zu werden, denn bis jetzt hatte lediglich und allein der Dominicaner das Wort geführt, hatte ihm die Geschichte seines eigenen Hauses mit grellen Worten ohne Schonung erzählt, und war eben bis an die schmähliche

Todesart seines Vaters gekommen, da unterbrach ihn der Kanzler schnell: „Ihr erzählt mir Dinge, Herr Vater, die ich leider nur zu gut weiß — wozu der vielen Worte? Kurz und gut, als meine Mutter gestorben war, nahm mein Vater das Tempelherrenkleid, wurde fälschlicher Weise der Ketzerei angeklagt und verbrannt. Tod und Verderben denen, die solche Schmach meinem Stamme angehängt!“

„Still, still, Herr Kanzler! Nicht gar so laut. Ahnet Ihr dennoch nicht, warum ich Euch auf so geheimnißvolle Weise hieher beschieden? Ich ließ Euch zwar merken, daß Euer Rachewerk sich erfüllen würde, und ich sage Euch, es wird sich erfüllen. Doch giebt es zwei Punkte, welche wir hier erledigen müssen; ist das geschehen, dann schreiten wir zum Werke, welches ich längst vorbereitet habe.“

„Ich möchte doch wissen“ — warf der Kanzler ein — „welche Punkte wir in Paris nicht hätten verhandeln können?“

„In Paris! Es ist doch zum Lachen. Geseht, Ihr hättet im Louvre mit irgend einem Anderen

als mit mir etwas Geheimes abzumachen, meint Ihr etwa, ich würd' es Euch nicht aus dem Gesichte lesen? Und ebenso würde es uns Beiden ergehen; man würde uns die geheimsten Gedanken aus den Augen erspähen; ich will Euch nur den König zum Exempel anführen: ein wachsender Fürst ist stets mißtrauisch, und wehe uns, wenn wir Philipp's Mißtrauen rege gemacht!"

„Doch sagt mir, Vater, wird dem Könige nicht Kunde werden von unserm Zusammentreffen auf Rousy?“

„Eher würden die Teufel die Engel im Himmel belauschen, als nur der tausendste Theil von eines Athems Schwere von unserm Beisammensein an sein Ohr gelangt. — Und dann muß ich Euch auch sagen, Herr Kanzler, der erste Punkt betrifft den König selbst; und um so weniger durste ich in Paris davon mit Euch reden.“

„So laffet hören, Herr Vater.“

„Ihr wißt“ — räusperte sich dieser, — „daß ich so zu sagen an der Spitze der Geistlichkeit in Frankreich stehe; erinnert Euch wohl noch lebhaft jenes feindlichen Gegenübertretens der Tempelherren, als

Bonifaz mit König Philipp in Zwiespalt gerathen war. Frankreichs Clerus hielt zu dem Könige; die Tempelherren zu dem Papst. Wer nicht ist mit mir, der ist wieder mich. Das ist ein alter Satz, Herr Kanzler, und keinen andern kenne ich, der so wahr sei. Bedenket nun selbst den übermüthigen Stolz dieses Ritterordens, da er sich Gerechtfame von den Päpsten zu erschleichen wußte, welche ihn von der Observanz und dem reumüthigen Gehorsam gegen Erzbischöfe und Bischöfe in aller Herren Landen freisprechen. Wird ein Tempelherr Absolution von irgend einem Priester nehmen, da ein Bruder sie dem andern ertheilen kann? Werden wir auch nur das Geringste von den Absichten des Ordens erfahren, da selbst die Beichte das Siegel nicht von seinen Geheimnissen lösen darf? Größer und größer, mächtiger und immer mächtiger reckt er den stolzen Nacken über uns Alle hinaus; schon zählt er einen Dauphin zu den Seinigen; es könnte sogar so weit kommen, daß Philipp noch den weißen Mantel mit rothem Kreuze trüge. — Ihr lächelt? Ihr lächelt, als wolltet Ihr sagen; das weiß ich besser. Das weiß ich auch, Herr Kanzler; aber bedenket Philipp's

Ehrgeiz, ich glaube gewiß, er würde lieber Großmeister des Ordens sein, als einen Großmeister des Ordens neben sich haben.“

„Nein, nein, Herr Vater, ich kenne den König darin genau. Er ist dem Orden nicht hold, und — Euch mag ich das wohl vertrauen; er würde die Hälfte seines Reiches entbehren, wenn es keine Tempelherren gäbe —“

„Das ist es ja eben, Herr Kanzler, was ich meine:“ — ergriff Wilhelm von Paris das Wort — „es soll keine Tempelherren geben — es muß und darf keine geben. Das ist das große Werk, was ich mit Gottes Hülfe, zu der Kirche und der ganzen Christenheit Heil, und zu Euren Herzensgenügen zu vollbringen gedenke.“

„Wie Ihr nur scherzt, Herr Vater. Einen Orden wolltet Ihr wanken machen, der von Morgen bis zu Abend reicht? Der von Jerusalem sich bis dahin ausgebreitet, wo Nacht und Tag das Jahr in zwei gleiche Hälften theilen? Der mit seinen Großthaten sich fest genistet in den Herzen der Völker? Den der Sarazene als Feind, der Christ als seinen Vertheidiger ehrt? Dessen Reich-

thümer so ungeheuer sind, daß alle königlichen Schatzkammern Das nicht unternehmen können, was er? Nein, Herr Pater, wenn ich den Orden auch hasse, so mag ich mich doch nicht in ein Unternehmen einlassen, dessen Mißlingen mich dem Hohnlachen der Mit- und Nachwelt preisgeben würde."

Wilhelm von Paris schwieg eine Weile; doch spähet er lauernd in des Kanzlers Augen, und fragte dann: „Wenn ich's nun allein unternehme, Herr Kanzler, wollt Ihr treulich helfen? Euer Name soll verschwiegen bleiben bis die Gefahr vorüber ist. Nur den Ruhm sollt Ihr erndten, sollt ihn mit mir theilen, und mit Verehrung wird man unsre Namen in Frankreichs Geschichten verzeichnet finden."

Der Kanzler wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. Als der Pater ihn in Zweifel sah, da erfaßte er ihn an jeder Faser seines Herzens, zumal fachte er seine Rache an, den beleidigten Stolz, den ungemessenen Ehrgeiz, so daß der Kanzler endlich seine thätige Beihülfe nicht mehr versagen mochte. Als der Pater so weit vorgerückt

war, da erst eröffnete er dem Kanzler, daß der König die Gelegenheit jetzt benützen müsse, indem noch kein Papst wieder erwählt worden sei; doch unbewußt solle der König nur in der Beiden Absicht und Willen verfahren. Der erste Punkt sei also, den König seiner unumschränkten Macht zu entkleiden, der zweite, die Wahl der im Conclave zu Perugia versammelten Cardinäle auf einen Mann zu leiten, der nach des Königs Willen als Papst verführe; Wilhelm von Paris würde des Königs Willen dann bestimmen. Selbst der Kanzler erstaunte an diesem ungeheuren Vorhaben; aber die Suada des rededfähigen Paters führte ihn so weit, in die Beihülfe der Absichten jenes Geistlichen ein, daß er sich, wenn er nicht gerade Kanzler von Frankreich war, als willenloses Werkzeug hätte sehen müssen. Ohne auch nur im mindesten Veranlassung gegeben zu haben, hatte sich der Vater entfernt; Wilhelm von Nogareto fand sich allein in der Waffenhalle, und wie er noch über das plötzliche Verschwinden des Paters nachdachte, brachte man Matthias, den Prior von Montfaucon vor ihn, dessen Begleiter sich ohne Red' und Antwort schnurstraks wieder entfernten.

„Was wollt Ihr von mir, Herr Kanzler?“ — redete ihn Matthias an. — „Ihr habt mich vor Euch fordern lassen, und man sagte mir, daß von dieser Unterredung Tod und Leben abhinge. Bleibt mir noch eine Hoffnung auf Leben übrig, so möget Ihr sicher darauf rechnen, daß ich zu Allem erbötig sei, was Ihr auch von mir heischen möget.“

„Wohl, wohl, Matthias“ — versetzte der Kanzler darauf, indem er sich des Papstes letzter Worte erinnerte, — „Du wirst mir Rede und Antwort stehen. Sag' an, kanntest Du meinen Vater?“

„Wir waren Freunde, nicht bessere gab es auf dem Erdenrund.“

„Und das Urtheil, welches der Orden an ihm vollziehen ließ —?“

„War so ungerecht, daß selbst die Sonne sich scheute, seine Vollstreckung zu beschneiden.“

„Den Orden aber, Matthias, könnte man darob anklagen —“

„Nicht doch, Herr Kanzler; warum wolltet ihr den Orden verklagen? bei wem wollt Ihr ihn verklagen? Etwa bei irgend einem Papst, dem

alleinigen wohlbestallten Richter? Herr Kanzler, das wäre vergebene Mühe. — Anklagen müßt Ihr den Orden, bei der ganzen Christenheit anklagen — hätte es Euer Herr Vater so gemacht wie ich, er wäre nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben, und könnte nun selbst Zeugniß geben gegen die Verderbniß des Ordens.“

„So, Matthias? Meinst Du, daß triftige Gründe vorhanden wären, diesen hochberühmten, mächtigen Orden auf Sein und Nichtsein anzuklagen?“

„Das ist nicht gar so schwer als Ihr denkt. Aber die Anklage darf nicht von mir herrühren, man würde sagen, ich hätte sie aus Rache erhoben, weil der Orden mich bestraft —“

In diesem Augenblick trat der Vater wieder herein, und der Kanzler zürnte ihm entgegen: „Herr Vater, Ihr solltet doch wissen, daß diesem da, ob der Ketzerei Verdammten, kein geweihter Priester nahen darf!“

Matthias schlug die Augen nieder. Er hatte den Ritter belogen.

„Thut Nichts, Herr Kanzler“ — entgegnete

der Vater mit seinen gewöhnlichen Gleichmuth; — „hier bin ich ein Anderer als in Paris, und wahrlich nicht hieher gekommen, eines verdamnten Kezers Beichte zu hören und ihm Absolution zu ertheilen. Ich stehe nur hier als Vermittler, die ganze Christenheit auf der einen Seite, die Tempelherren auf der andern; und ich will mein zeitliches, selbst mein ewiges Heil daran setzen, daß die Christenheit siegreich daraus hervorgehe aus dem ungleichen Kampf —“

„Wollt Ihr in Râthseln sprechen, Herr Vater, so ist hier nicht der Platz dazu.“

„Das will ich auch nicht, Herr Kanzler, aber das Anschauen des Triumphes, welchen wir feiern werden, droht meine Sinne zu verwirren, Alles vereinigt sich, den holprigten Weg zu glätten, und siegend wird des Erlösers Kreuz das achteckig nachgeformte überstrahlen! — Geh' hin, Matthias“ — wandte er sich zu dem Prior, — „geh' hin, Du verkehrter Templer — beichte! denn Deine Todesstunde ist nahe — Beichte, sag' ich Dir, wie die Kirche einem Kezer erlaubt zu beichten. — Hörst Du Matthias, Du sollst beichten! in Gottes Na-

men beichten. Das Himmelreich ist schwer zu er-
ringen, mein Sohn; — drum beichte, was Du
weißt.“

Der Pater hatte das eine Wort „beichten“ so
oft und mit so ganz verschiedener Betonung wie-
derholt, daß es dem Kanzler wohl auffallen mußte;
noch mehr aber verwunderte er sich über des Paters
hämisches und spitzfindiges Gesicht, über die rasche
Bewegung seiner rechten Hand, mit welcher er
dem Prior bedeutete, die Waffenhalle zu verlassen.
Der leistete auch so schleunig Folge, das Alles,
wie abgekartet, aussah. Der Kanzler konnte seine
Empfindlichkeit darüber nicht verbergen, und gab
dieselbe in nicht sonderlich gewählten Worten zu
erkennen. Der Pater setzte ihm jenen Gleichmuth
entgegen, der am ersten ein geistiges Uebergewicht
bekundet, überhörte den größten Theil von Noga-
reto's beleidigenden Ausdrücken, nahm wieder am
Tische seinen Platz ein, da des Ritters Erscheinen
dem Kanzler Schweigen auferlegte.

„Zu Eurem Befehl, hochwürdiger Herr, und
zu dem Eurigen, Herr Kanzler.“

„Ich spreche nur im Namen des Königs“ —

lautete die bescheidene Antwort des Pater, aber seine Miene strafte sie Lügen.

„Und was befiehlt mir mein König durch Euch?“

„Was Ihr voraussahen konntet.“

Der Pater suchte wieder in dem breiten Aermel seines Gewandes, brachte endlich ein Pergament zu Tage, welches mit des Königs Unterschrift und Siegel versehen war.

„Hier das Todesurtheil“ — sprach er gelassen — „über den Prior von Montfaucon, den Rosso Dei und den Bürger Florian von Bezier. Mich jammert nur, daß Ihr des Königs Willen nicht in allen Stücken ausführen könnt, da der Florentiner nicht in unsern Händen ist. Den beiden Anderen möget Ihr das Urtheil eröffnen; mit der Vollziehung desselben jedoch säumen, bis wir des Florentiners wieder habhaft geworden. Das nehme ich auf mich, Herr Ritter; ich liefere Euch den Mann. Wir wollen doch sehen, ob des Königs Arm nicht in diese Forsten reicht, und ob eine erbärmliche Köhlerrotte seinen weisen Beschließungen in den Weg treten darf!“

Mit geziemender Ehrfurcht nahm der Ritter das Todesurtheil aus des Paters Hand. Der Kanzler sah verdrießlich vor sich hin, denn er sah wohl ein, daß er hier ziemlich überflüssig war. Aber konnte er zurück? durfte er? Und was hätte ihn gegen die Rache des Priesters schützen können, wenn er plötzlich sich von der drückenden Fessel des Unterjochten frei gemacht hätte? Mußte er als erfahrener Mann nicht aus dem ganzen Hergange schließen, daß der Pater etwa gar in des Königs ausdrücklichem Auftrage handelte? Wilhelm von Rogareto war Staatsmann; der Gegenstand war eher für einen Glaubensinquisitor, für Wilhelm von Paris, und um so weniger konnte der Kanzler auf irgend Etwas fußen, welches seinem Benehmen eine bestimmtere Richtung gegeben hätte; sein persönlicher Haß, den er um den schmähhchen Tod seines Vaters gegen den Orden hegte, that das Uebrige: der Kanzler zog zufriedener ab von Roucy, als er selbst geahnt hatte. Er kannte ja die Geistlichkeit in Frankreich, wußte, wie treu sie es mit ihrem Könige hielt, und hatte den Blick so tief in die Staatswirthschaft geworfen, daß er einsehen gelernt, der König und der Clerus, um des

Einen und des Andern Vorthells willen, müßten Hand in Hand gehen; der Würde des Einen sowohl als des Andern standen die Tempelherren im Wege.

Mit seinen wenigen Begleitern war der Kanzler also wieder davon gezogen. Wilhelm von Paris hatte aber noch Anderes zu beschaffen, und kaum hatte Rogareto's Roß die Brücke hinter sich gelassen, so stand der Ordensbruder des Paters, der Burggeistliche, vor demselben. Mit der schmeichelhaften Aussicht auf Stand und Würden, auch mit dem Befehl, den seine höhere Stellung ihm verlieh, wußte Wilhelm von Paris seinen Ordensbruder zu einem gefährlichen Unternehmen zu bewegen. Der Geistliche legte das Versprechen ab in seine Hände.

Sechstes Kapitel.

Florian, der Waffenschmied von Beziers, vergoß bittere Thränen, während sein Unglücksgefährte, der Prior von Montfaucon, finsternen Groll im Gesichte, auf und nieder schritt. Der Ritter hatte sich eben wieder entfernt, nachdem er den Beiden des Königs Urtheil eröffnet. Schon einmal hatten sie Todesangst kennen gelernt; es war grausam, sie derselben zum zweiten Male aufzusparen. Schon hatte Florian sich der süßen Hoffnung wieder hingegeben, seine Margot noch einmal wieder zu sehen, vielleicht auch Balthasar, um über des Töchterleins zeitliches Glück irgend eine Gewißheit mit in den Tod zu nehmen. Ja, die Verzögerung der Sterbestunde hatte ihm Möglichkeiten vorgespiegelt, welche sogar die Hoffnung

auf des Königs Gnade, die Hoffnung auf Leben erwachen ließen; und jetzt, so nahe bei Beziers, so nahe seinen Lieben, sollte er den bitteren Tod empfangen, nicht einmal durch Priesters Mund des letzten Trostes eines Christen theilhaftig werden. Florian war in Verzweiflung; sein Herz wäre gebrochen, wenn sich nicht auch die Thräne gegen den Unglücklichen verschworen; wieder seinen Willen drängte sie sich hervor und erleichterte das Gram erfüllte Herz.

Er saß tiefgebeugten Hauptes, die krampfhaft gefalteten Hände zwischen die Knie ausgestreckt, sein Bart war von Thränen durchnäßt, deren scharfe Bitterkeit seine Augen geröthet. Zur Seite hin, versteckt unter den buschigten Augenbraunen, beobachtete ihn Matthias lange Zeit, dann blieb er mit unterschlagenen Armen vor ihm stehen, und fragte mit einer Stimme, die dem dumpfen Geroll des Donners nicht unähnlich war. „Warum weinest Du, Unglücksbruder? Warum seufzest Du? Werden Deine Thränen, Deine Seufzer, Dich vom Tode retten? Vergälte Dir doch nicht selbst die letzten Lebensstunden; genieße noch, was Dir geboten wird, und denke, der Tod sei doch

nur ein Sprung, ein Sprung von dieser Welt in die andere. Hast ja schon in Paris mit mir die Schinderei angesehen, und weintest nicht; grämst Dich etwa, daß Dir nicht vergönnt ist, vor den Augen des versammelten Volkes die beneidenswerthe Lustreise anzustellen? — Ich muß Dich wohl trösten, Florian. Ich sage Dir, das Ding ist leicht, Du baumelst, zappelst ein Wenig und bist drüben.“

„Ach, Matthias!“ — heulte Florian — „mich schreckt nicht der Tod, mich schreckt nur das Drüben. Habe stets einen christlichen Wandel geführt, meinte, das Sterbestündlein werde mir unter Gebeten und heiligen Liedern nahen, den Unflath meiner menschlichen Sünden hier auf Erden zurückzulassen, ein seliger Geist vor der Gebenedeieten, dem Menschensohn und allen Heiligen zu erscheinen, in jenen Räumen willkommen sein, wo der heilige Geist die Himmlischen mit immerwährender Freude erlabt; und jetzt, Matthias, muß ich hinfahren in meiner Sünden Last, ewige Verdammniß wird dem Unheiligen zu Theil.“

„Da hast Du Recht, Florian, das ist eine trübe Aussicht. Ich habe in meinem Leben noch

nicht gezittert, aber wenn ich so an den Belzebub denke, wie er da sitzt in dem gelben und blauen
Flammenmeere, mit der Krone von glühendem
Golde auf dem gehörnten Haupt, die nervigte
Faust mit güldenen Krallen, gefüllt mit giftigen
Drachen, und Miriaden kleiner Teufel in den son-
derbarsten Gestalten, in den ekelhaftesten, stets
sich mehrend aus den Flammen sprühend — höre,
Florian, da wird auch mir ganz sonderbar zu
Muthe.“

„O Pein!“ — wimmerte Sener. — „Wo-
hin soll ich fliehen vor dieser gräßlichen, dieser
ewigen Strafe?“

„Ergieb Dich darein, Florian. Das ist nun
einmal nicht zu ändern. Ich wüßte freilich ein
Mittel, welches uns Beiden gleich heilsam wäre;
aber leider! habe ich es selbst verscherzt.“

„Und welches wäre das?“

„Was schaust Du mich so groß an, Florian?!
Ich sage Dir ja, daß ich das Mittel selbst ver-
scherzt habe; doch, damit Du siehst, wie ich treu
bei Dir aushalten will bis in den Tod, so will
ich Dir das Mittel wenigstens sagen. Du kannst

das freilich nicht wissen, denn Du warst ein ehrsamere Bürgermann, Dein Pfaffe war Dein Gott, und während Du Klingen schmiedetest, gegen die Ungläubigen zu brauchen, kümmerdest Du Dich wohl wenig um Pfaffenregeln."

„Da hast Du Recht, Matthias; dergleichen hat mich niemals angerührt. — Aber sag' mir doch, was Du meinst!“

„Sieh, Florian, ich war Tempelherr, habe manchem Saracenen das Lebenslicht ausgeblasen; Du kannst leicht denken, daß ich im gelobten Lande nicht müßig gewesen bin. In dem kriegerischen Treiben dort ereignet sich nicht selten, daß zwei Waffenbrüder, allein und abgeschnitten, gegen die Uebermacht ihr Heil versuchen müssen. Ist nun der Eine auf den Tod verwundet, so mag er dem Anderen beichten, und der soll ihm die Absolution ertheilen; so lautet die Regel.“

„Ha, Matthias, mir fliegt neue Hoffnung durch die Seele.“

„Ich weiß schon, was Du sagen wirst — Aber drücke diese Hoffnung nieder, sie wäre doch nur eine getäuschte: Du meintest, Du könntest

mir beichten? Armer Florian, Du dauerst mich; denn ich darf Dich nicht absolviren — man hat mich ausgestoßen aus der Gemeinschaft mit Christen.“ —

„Alle guten Geister!“ — bekreuzte sich der Waffenschmied — „Du wärest?“ —

„Der Bannfluch ist über mich ausgesprochen worden“ — drang es hohl aus des Priors Brust herauf; — „man hat mich fälschlich der Ketzerei geziehen, und wenn auch unschuldig, so lieg' ich doch unter dem Bann.“

Während Matthias dieses sprach, hatte sich der Waffenschmied langsam von seinem Sitze erhoben, und unmerklich, gleich wie vor einem giftigen Ungeheuer, sich in den hintersten Winkel des Gefängnisses zurückgezogen.

„Du fliehst mich, Florian?“ — fragte der Prior mit Schmerz in Blick und Stimme — „Auch Du fliehst mich?! So verläßt mich denn auch der mit mir Verdammte?“

„Bleib fern' von mir!“ — reckte Florian die Hände gegen ihn aus. — „Ich bin nicht verdammt wie Du, und hoffe zu dem Herrn her

Heerschaaren, daß er die Reue des Sünders und die schwere Stunde des Sterbens in der Schaal der Gerechtigkeit wägen wird; auf Erlösung von den Höllequalen, wenn auch nach siebenzigtausend Jahren erst, darf der gläubige Christ hoffen, wenn er nicht schon hier auf Erden der christlichen Gemeinde unwerth befunden worden.“

Eine tiefe Pause, schrecklich, wie sie unter solchen Umständen nur sein kann, trat ein. Nur des Priors Zähneknirschen unterbrach die Stille; seine Augen rollten wild, die Verzweiflung war an ihm.

„Wohlan denn“ — rief er so laut, daß Florian erschrocken noch weiter zurückgewichen wäre, wenn er gekonnt, — „ist mir der Himmel auf ewig verschlossen, so will ich ein würdiger Sohn der Hölle sein!“

„Lästere Dich nicht in den tiefsten Abgrund“ —

„Was kummert's mich, wohin die Seele fährt — Nicht eig'ner Wille hat sie dem Feuerpfuhle Preis gegeben — verlockt hat man mich, verrathen, betrogen, daß ich an meinem Gott zum Verräther werden mußte! Umwindet mich Ihr

Mattern, zerfleischet mit höllischem Zahn mein Herz! Heraus, Du giftgeschwoll'ner Drache! Hauche mich an, daß mich der Dunst aus Deinem Schlunde betäube! Bereitet Euch vor, Ihr Teufel, die in der Hölle selbst als Henker gelten — empfanget mich, den elendesten der Sterblichen! — Ich will Euch verfallen sein — Aber Dir da droben und allen Heiligen, bis in die Ewigkeit hinein will ich noch flu —!“

„Halt ein!“ — schrie Florian entsetzt. — „Nicht vor meinen Ohren drück' aus das sündige Wort — ich darf's nicht hören, wenn ich Deiner Schuld nicht theilhaft werden will.“

Da ging mit dem Prior eine auffallende Veränderung vor; schien es doch dem Florian, als wäre sein Unglücksbruder ein plötzlich von Gott Erleuchteter; denn seine Brust dehnte sich so weit aus, daß er mit beiden Händen sie zurückdrängen mußte; nach oben war sein Blick gerichtet, und aus des Herzens Tiefe stiegen die Worte heraus: „Herr im Himmel, ich danke Dir! Flammend leuchtet es auf in meiner finstern Nacht — Du zeigst mir den Weg zum Heil.“

Und langsam kniete der Prior nieder, neigte tief das Haupt, er berührte mit der Stirn den kalten Stein. Florian wollte ihn im Gebet nicht stören, wartete daher geduldig und im heiligen Mitempfinden, bis Matthias das Haupt wieder erhob.

„Freue Dich, Florian“ — sprach er, wie in Verzückung — „freue Dich, Du gläubige Seele, daß ich den Weg gefunden, der uns Beiden heilsam ist. Auch Du wirst gereinigt vor den Richterstuhl da droben hintreten.“

„Wär's möglich?!“

„Ja, es ist, Florian. Höre, was mir Gott in's Herz gegeben. Du bist rein, bist mir in diesem Augenblick wahrhaft ein Priester: ich werde Dir jede Sünde, deren mein Gewissen mich zieht, enthüllen; ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Schuld lege ich in Deine Hände. Du kündigest mir des Himmels Vergebung an, und durch Dich gereinigt, stehe ich dann ein Priester zwischen Dir und Deinem Gott.“

So spitzfindig nun auch die Art und Weise war, sich in den Himmel zu stellen, so konnte

der Waffenschmied doch den Beifall nicht versagen. Es war ja die letzte Möglichkeit, versöhnt aus dieser Welt zu gehen, und Männer von höherem Geist als dieser Waffenschmied, huldigen der Form. Ehe die Beiden aber zur Beichte schritten, überzeugte Matthias seinen Mitgefangenen, daß er ihn zuvörderst von jenen Dingen unterrichten müsse, welche so großen Einfluß auf sein sündiges Leben gehabt. Die beiden setzten sich daher ruhig mit-sammen nieder; Matthias besann sich eine Weile, etwa wie Einer, der aus dem Gewirr von Begebenheiten den Anfang nicht herausfinden kann, bis er endlich und entschlossen anhub: „Höre, Florian, nur die Umstände, die gemeinschaftliche Sterbestunde, konnten mich zu der Enthüllung des größten Geheimnisses bringen. Du bist so alt geworden; hast Du aber wohl jemals gehört, daß ein Tempelherr auch nur ein einziges Wort über die Geheimnisse seines Ordens laut werden ließ?“

„Nein, Matthias. So wie ich gehört, soll es aber Geheimnisse geben in dem Orden, und mit dem Tode wird der bestraft, welcher von diesen Geheimnissen mit einem Andern als mit seinem Bruder spricht.“

„So ist es, Florian. Mich können sie nicht mehr am Leben strafen, denn mehr als eines hab' ich nicht, und das nimmt mir der König. — Ich hatte mein fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt; war eben nicht reich, hatte aber von meinem Vater ein Besizthum geerbt, welches mir jährlich hundert und vierzig Livres brachte; ich konnte daher meinem Stande gemäß recht gut davon leben. Aber ich hatte noch keine Waffenthat ausgeführt, und wollte doch auch darin meinem Hause Ehre machen. Zu jener Zeit schlugen die Tempelherren unter ihrem Großmeister Wilhelm von Sonnac. Auch zu meinem Ohr drang die Mähr von ihren Großthaten; ich beschloß, in den Orden zu treten, meldete mich bei einem der ältesten Ritter, und die Sache ging vor sich. Niemand konnte etwas Nachtheiliges auf mich sagen, und ich legte die vier Gelübde ab. Die kennst Du ja, Florian; es kennt sie Jeder. Aber nun merke auf. Es war eine Falle, da man mir die Worte eingeprägt, welche ich im Capitel demjenigen sagen mußte, der das Capitel zusammenberufen; die Worte lauten also: „Herr, ich bin gekommen vor Gott, vor Euch und den Brüdern, und bitte und ersuche

Euch, um Gottes und unserer lieben Frauen willen, mich in Eurer Gesellschaft und die Wohlthaten des Ordens aufzunehmen, als Einen, der sein Lebenlang Knecht und Slave des Ordens sein will." — — D'rauf wurde mir erwiedert: „„Lieber Bruder, Ihr verlanget eine sehr große Sache; denn Ihr seht nur die äußere Schaafe unseres Ordens. Es ist nur die äußere Schaafe, wenn Ihr sehet, daß wir schöne Pferde und herrlich Geschirr haben, daß wir gut essen und trinken und stattlich gekleidet sind. Aus diesem schließet Ihr, daß Euch sehr wohl bei uns sein werde. Aber Ihr kennet nicht die strengen Vorschriften, die im Innern sind. Denn es ist eine harte Sache, daß Ihr, der Ihr Euer eigener Herr seid, Euch zum Knecht eines Andern machet. Schwerlich werdet Ihr künftig thun können, was Ihr selbst wollet. Denn wenn Ihr im Lande dießseits des Meeres sein wollet, wird man Euch jenseits schicken; wenn Ihr in Afrika sein wollet, wird man Euch senden in's Gebiet von Tripolis, von Antiochien oder nach Armenien; oder man wird Euch nach Apulien, nach Sicilien oder in die Lombardei, oder nach Frankreich, Burgund, England, oder in andere

Länder schicken, wo wir Häuser und Besitzungen haben. Wenn Ihr schlafen wollet, wird man Euch befehlen zu wachen, wenn Ihr wachen wollet, wird man Euch heißen zu Bette zu gehen; wenn Ihr essen wollet, wird man Euch befehlen, etwas Anderes zu thun. Und sowohl wir als Ihr könntet sehr großen Nachtheil von dem leiden, was Ihr uns vielleicht verschwiegen habet. Sehet aber hier die heiligen Evangelien und das heilige Wort Gottes, und antwortet die Wahrheit auf die Fragen, die wir Euch thun werden, denn wenn Ihr lüget, werdet Ihr meineidig, und könntet aus dem Orden gestossen werden, wovor Euch Gott behütete.“ — Sieh, Florian, auf diese Weise fingen sie mich. Ich verschwor mich dem Orden mit Leib und Seele, denn ich ahnete nicht, welche Verbrechen in ihm begangen wurden.“

„Verbrechen, Matthias! Du sagst Verbrechen? So laß doch hören.“

Des Waffenschmiedes Neugier war nun einmal aufgeregt; es kostete dem Prior von Montfaucon keine Mühe, sie noch höher zu spannen. Er war aufgestanden, hatte den Waffenschmied

mit den Formeln bekannt gemacht, deren dieser, während der Beichte bedurfte, da er doch nun einmal das Priesteramt verwalten sollte. Andächtig entblößte Florian das alte Haupt, faltete die Hände, betete ein pater noster, und der Prior kniete reumüthig vor ihm nieder. Nach dem gewöhnlichen Eingange, die nochmalige Versicherung, reine Wahrheit zu sagen, beichtete Matthias, daß er bei seiner Aufnahme in den Orden bekennen mußte, es sei nur ein Gott, der nicht gestorben sei und auch nicht sterbe; daß Jesus Christus nicht Gott, sondern nur ein Mensch gewesen sei, der seiner Verbrechen halber die Todesstrafe am Kreuze erlitten habe. Um dieses zu bekräftigen habe man ihn dreimal den Heiland verleugnen lassen, dreimal habe er müssen auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten —

Des gläubigen Christen Haar sträubte sich zu Berge als er diese Unbill vernahm; er floh von der Stelle, eilte weit hinweg von dem reuigen Sünder; das Priesteramt wurde ihm doch zu schwer. Matthias aber verfolgte ihn, auf den Knien verfolgte er denjenigen, von welchem er Vergebung des Himmels hoffte, umfaßte seine

Knie mit der Kraft des Verzweifelnden, und schrie die Worte zu ihm hinauf: „Noch mehr habe ich gethan! Noch mehr als das!“ —

Aber der Waffenschmied verschloß seine Ohren mit beiden Händen, er wollte Nichts mehr hören, und wie er zur Seite blickte — stand der Kerkermeister neben den Beiden.

Siebentes Kapitel.

Der Ritter wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Die Beschreibung des Kerkermeisters, als er die beiden Gefangenen überrascht hatte, war so gräulich, daß sein Gebieter einen wie den andern vor sich bringen ließ, und jeden besonders gar scharf befragte. Florian wollte sein Gewissen nicht beschweren, indem er das Siegel der Beichte nicht verletzten wollte; hingegen ließ der Prior von Montfaucon Winke fallen, welche den Ritter veranlaßten, mit dem Pater die Sache zu überlegen. Der Pater aber war nicht in der Weste; wohin er die Schritte gewendet, das wußte Niemand, nur hatte er versprochen vor Einbruch der Nacht wieder zurückzukehren. Eine Ewigkeit für den Ritter,

der doch gar zu gern der Sache auf den Grund gekommen wäre. Er sann hin und her, auf welche Art er Florian vermögen konnte, des Priors Beichte zu offenbaren; doch er selbst konnte sich mit seinem Gewissen nicht darüber verständigen, denn er war ein gottesfürchtiger Herr; wenn es sein Pater gut hieß, dann freilich war es was Anderes.

Wie er sich noch aber den verschiedensten Muthmaßungen dahin gab, meldete man ihm die zwei jungen Leute von Beziers. Er hatte den Wunsch des Waffenschmiedes, seine Bitte, nicht vergessen, drum erlaubte er auch, daß sie in die Weste eingelassen werden durften, aber zuvörderst bei ihm eintreten sollten, ehe sie das Gefängniß aufsuchten. Freilich mußte es sehr hart sein, von solcher Lebensfreude zu scheiden, denn der Ritter, niemals ungetreu dem Ordensgelübde der Keuschheit, konnte doch kaum den Blick von der schönen Margot wenden. Gram und Leid vermochten nichts über diese wunderfame Schönheit, vermochten nicht den Glanz des hellbraunen Auges zu ertöbten, und wenn auch der ganze Ausdruck des herrlichen Gesichtes von jedem Leiden sprach, so trug dies doch

nur dazu bei, Margot reizender zu machen. Sie war schlank, der Jugend Fülle blickte aus jeder Bewegung hervor, und so anspruchslos sie auch gekleidet war, so schien doch dieses Gewand geeignet, die Reize des Körpers zu erhöhen. Ein dunkles graues Kleid, knapp anliegend, aus dünnem Stoff umschloß die Gestalt der Jungfrau; Spangen von blauem Stahl, aus der Werkstatt ihres Vaters, vertraten die Stelle des Gürtels, der Armbänder, und Englor unter der Krause, welche das Kleid oben begränzte, hielt ebenfalls der blaue Stahl, in einer kühnen Biegung über den hochgewölbten Busen herab, und schloß sich so dem Gürtel an. Noch mehr als alles dieses befremdete den Ritter der Kopfsputz der schönen Margot, denn er bestand ebenfalls aus einer Spange, wie die andern, welche die gleichmäßig geordneten glänzenden braunen Locken umschloß, und die nun schleierartig den weißen Hals und den Nacken umgaben. Balthasar war ein hübscher Gesell: ein kühnes Gesicht, männlich schöne Züge, kräftig, wie es sich zu seinem Geschäfte wohl paßte. Es war nicht zu leugnen, die Beiden schienen für einander geschaffen. Aber wer

möchte dem Ritter verdenken, daß sein Blick ungleich länger auf Margot weilte als auf Balthasar? Ja, als nun das Mädchen seine Hand ergriff, den schönen Mund auf dieselbe drücken wollte — das konnte doch der Ritter nicht dulden, und wenn er auch nicht das Ordengelübde der Keuschheit abgelegt hätte. Drum zog er seine Hand zurück und sagte, ohne selbst zu wissen warum: „Keinen Dank, Margot, keinen Dank — Aber wie kam das, Margot, ich bin nun schon so oft in Deines Vaters Haus gewesen und habe Dich niemals gesehen? Wo stecktest Du denn immer?“

„Edler Herr“ — versetzte das Mädchen mit einer Würde, die den Ritter noch mehr überraschte, — „es ziemt sich nicht für eines ehrsamem Bürgers und Meisters sittsame Tochter sich fremder Männer Blicken Preis zu geben.“

„Nehmt's nur nicht übel“ — fiel Balthasar ein, — „die Margot spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist.“

„Nein, Balthasar, ich nehme das nicht übel. Sie sagt, was sie meint, und das ist besser, als

wenn sie sagte, was sie nicht meint. — Höre, Balthasar, Du wirst ein glücklicher Mann; ich kenne Deine Margot zwar nicht, aber ich glaube, sie wird eine gute Hausfrau.“

„Ja, edler Herr“ — zuckte Balthasar die Achseln, — „da könnt Ihr wohl Recht haben — und Ihr habt gewiß Recht; aber —“

„Was für ein Aber? Was willst Du mit diesem Aber sagen?“

„Die Margot ist jetzt gar zu arm, edler Herr. Die königlichen Commissarien sind bei uns gewesen und haben Alles genommen, was sie gefunden. Ich will nichts sagen, aber der König müßte doch bedenken, daß ich meine Margot ohne Geld nicht heirathen kann.“

„Ei, ei, ei, Balthasar!“ — versetzte der Ritter vorwurfsvollen Tones — „Deine Liebe scheint mir nicht musterhaft. Bist Du nicht gesund? Verstehst Du Deine Kunst nicht? Kannst Du nicht Dir und Margot das Brot erwerben? Und Du wolltest um ein elendes Stück Geld das Mädchen lassen? Pfui, Balthasar, schäme Dich! Ich halte Dich schier des Glückes unwerth, Margot als Weib

zu besitzen. Und was sagst Du dazu, Margot? So sprich doch!"

„Herr“ — versetzte sie, — „da solch' Unheil über mich hereingebrochen, so muß ich wohl schweigen und in Geduld mich ergeben.“

„Nein, nein! das sollst Du nicht, Margot! Deines Vaters Sünde ist nicht die Deinige, und — doch davon muß ich schweigen.“

„In diesem Augenblick tönte das Horn des Burgwarts. Dem Ritter wurde gemeldet, daß ein Tempelherr zu Roß mit seinem üblichen Gefolge vor der Brücke hielte. Er mußte mehr als ein gewöhnlicher Ritter sein, meinte der Knappe, denn zwei andere Tempelherren hielten ihm zur Seite, neun andere in braunen Mänteln hinter den Dreien, und auch Maulthiere, welche das Gepäck trügen; wären von der Mauer aus zu unterscheiden. In aller Eile, um den Anforderungen der Gastfreundschaft zu genügen, befahl der Ritter, daß man so ehrenwerthen Gästen schleunigst die Beste öffne, und eilte selbst hinaus, sie zu empfangen. Margot und Balthasar hatte er vergessen; sie wagten aber nicht, die eingenommenen

Plätze zu verlassen, und standen noch immer fest auf denselben, als schon der Ritter den einen Tempelherrn herein führte. Er war ein kräftig schöner Rittersmann; langes, blondes Haar ringelte sich unter dem Helm hervor, so daß es den Ringkragen bedeckte, und unter dem aufgeschlagenen Visir desselben leuchteten große feurige, blaue Augen. Ob zwar von dem Gesichte dieser Heldengestalt nur wenig zu sehen war — denn der untere Theil des Visirs ragte beinahe über den Mund — so war doch mit Gewißheit anzunehmen, daß die unteren Theile des Gesichtes eben so schön als die oberen wären. Der Ritter mußte scharf sein Ross angespornt haben, denn die Schnur des weißen Mantels hatte sich bis zur linken Achsel hingedreht, und man konnte darum die mit großer Kunst gearbeitete Rüstung um so leichter erkennen. Sie war von blauem glänzenden Stahl mit Gold ausgelegt, auf dem Brustharnisch das große Kreuz von Gold zu schauen, und über die ganze Rüstung fiel das feine Netz eines Panzerhemdes herunter, welches beinahe eben so weit reichte, als das weiße Unterkleid des Tempelherrn. Das lange Schwert, der Dolch, der klingende Schritt, und das Rasseln des

Harnisches bei jeder Bewegung erhoben das trotzig kühne Wesen des schönen Mannes. Auf die Mahnung des Ritters von Blancas schickte sich der Tempelherr an, den Helm abzulegen, und wie er noch an den Bändern desselben nestelte, der Ritter ihm behülflich sein wollte, traten schon seine zwei Begleiter herein, begrüßten den Hausherrn nach Ritterart, doch eine besondere Erscheinung machte sie stutzen. Zur Seite, wenig nach hinten von dem Tempelherrn, standen Margot und Balthasar; Margot hatte mit beiden Händen dessen Arm gefaßt, und mit weit vorgebogenem Oberkörper, schien sie den Augenblick sehnlichst zu erwarten, da das Haupt des Ritters des Helmes ledig wäre.

„Lieber Bruder Comthur“ — lachte der eine von den beiden Eingetretenen, — „in welcher Gesellschaft findet wir Euch?“

Er wies auf Margot. Da erst wurde Ritter von Blancas seiner Unachtsamkeit inne, und befahl den Beiden hinauszu gehen, er würde irgend Einem schon die Weisung geben, daß sie den Vater sehen könnten.

„Wir werden Euch nicht lange zur Last fallen, Herr Ritter“ — nahm der Comthur das Wort,

als er den Helm zur Seite gelegt hatte, und die beiden Brüder seinem Beispiel gefolgt waren. — „Wir begehren nur von Euch Brod und Wasser zur Leibesnothdurft für uns und die dienenden Brüder.“

„Wohl, Herr Ritter, das soll Euch werden. Doch sitzet nieder. Ich werde Alles nach besten Kräften besorgen, und um so freudiger, da seit langer Zeit ein so ehrenwerther Gast, wie Ihr und Eure Herren Brüder, nicht bei mir eingesprochen.“

Der Ritter rückte ihnen selbst die Sessel, ließ sie allein, damit auch Alles von ihm angeordnet würde, und er so bei diesen Gästen Ehre einlegte. Da wurde es plötzlich lebendig in dieser Halle, Knappen beeilten sich, Speise und Trank herbeizubringen und zwar in solchem Ueberfluß, daß wohl funfzig Menschen daran zur Genüge hatten. Absonderlich große Krüge zierten den Tisch — denn nicht allein das Sprichwort: Er trinkt wie ein Tempelherr, ließ den Ritter diese Krüge herbei befehlen, sondern auch noch der eigene Umstand, daß die Ritter Deutsche waren. Während man hier bei leckeren Speisen und gutem Wein sich nä-

her verständigte, wurden Margot und Balthasar zu Florian und Matthias geführt. Lange hielt der Waffenschmied das herzliche Töchterlein in seinen Armen, ehe er eines Wortes mächtig wurde; nur in Thränen konnte er sein ganzes Gefühl aussprechen. Margot suchte ihn aufzurichten, hütete sich wohl, daß es auch nur feucht über ihr Auge jöge, und sprach, als der Alte sie aus seinen Armen gelassen: „Ei, ei, mein Vater! Sagtet Ihr nicht immer, ein wahrer Christ dürfte niemals verzweifeln?“

„Das sagte ich, meine Tochter. Auch bin ich nicht in Verzweiflung, es scheint Dir nur so, weil mich der Schmerz und die Freude des Wiedersehens übermannten. — Gib mir Deine Hand, Margot — Du, die Deine, Balthasar — um Euch Beide habe ich das gethan, um was man mich am Leben strafen will. Meine Thorheit ist mir klar geworden; der dritte Theil von meinem Golde hätte auch hingereicht für Dich und Balthasar. *)

*) Philipp der Schöne setzte den Münzwertb auf 33½ pr. C. herunter, so daß ein Heller vom heiligen Ludwig drei Heller Werth in sich hatte.

Nun ist es noch ärger gekommen; man wird mir nun Alles mit Gewalt nehmen, weil ich einen Theil davon nicht gutwillig hergab. — Oder sollte der König sich mit meinem Leben begnügen?“

„Nein Meister“ — versetzte Balthasar, — „der König begnügt sich nicht mit Eurem Leben. Sie sind schon bei uns gewesen im Hause, und Ihr könnt leicht denken, Meister, daß sie nicht gar viel haben liegen lassen.“

Daß Vater Florian die Zeit wahrnahm, den Augenblick zu benutzen suchte, um über Balthasar's Herzensmeinung in's Reine zu kommen, war ihm nicht zu verdenken, und darum hatte er auch eben das Gespräch sogleich auf den Gegenstand hingeletet, der ihm noch der wichtigste auf Erden war. Er verfolgte ihn also: „Aber die Werkstatt haben sie doch nicht geschlossen?“

„Geschlossen eben nicht, Meister — es ist aber nicht viel anders. Da Ihr nun einmal des Auf-
ruhrs gegen den König überwiesen worden, so ziehen sich größtentheils die Ritter und Herren zurück, um nur nicht ein Haus zu betreten, welches sie dem Könige verdächtig machen könnte.“

Ueberhaupt ist nicht viel Segen dabei, denn der beste und reichste Ritter das ist stets ein Tempelherr, und daß da nichts zu verdienen ist, wißt Ihr auch, Meister; denn sie haben ihre dienenden Brüder, die müssen Alles machen."

„Ja wohl, ja wohl“ — meinte der Waffenschmied, indem er sich den Bart kraute, — „hast Recht, Balthasar. Aber unser Herrgott bescheert doch Jedem sein täglich Brod“ —

„Meister, ich merke, Ihr werdet heftig. Lasset das lieber bleiben“ —

„Nein, Balthasar, es verdriest mich, wenn ich einen rüstigen Mann sehe, der Arme hat zur Arbeit, und doch immer denkt, er werde verhungern. Als ich noch in Deinen Jahren war, da meinte ich die ganze Welt gehörte mir; denn ich bildete mir was darauf ein, daß der Waffenschmied kein Handwerker wäre, sondern ein Künstler, und nicht selten war, daß Waffenschmiede im reifigen Gezeuge waren, gleich Rittern. — Nun, sag mir aber, Balthasar, wenn Du schon verzweifelst Dir selbst Nahrung zu verschaffen, wie soll das werden, wenn Du Margot heirathest?“

„Ja, Meister, das war's eben, warum ich hieher kam. Anfangs wollte ich nicht hieher kommen; Margot aber meinte, ich würde doch so viel Liebe für sie hegen, daß ich sie begleitete. Na, dachte ich, es muß doch endlich einmal zum Treffen kommen, und so ging ich mit. Nun muß ich Euch aber sagen, Meister, frei und frank von der Leber weg, daß ich Margot nicht heirathen kann. — Entsetzt Euch nicht, Meister, ich will Euch die Sache erklären. Hätte Margot noch Euer Geld, so wüßte ich was ich zu thun hätte; nun aber hat sie das Geld nicht, und da muß ich denn auch wissen, was ich zu thun habe.“

„Verstehe das, wer will; ich versteh's nicht, Balthasar.“

„Nur Geduld, Meister. Das hab' ich mir so ausgerechnet: Waffenschmied bin ich; ich verstehe ein Schwert zu schmieden, eine Lanze und was sonst, da melde ich mich denn bei dem nächsten Hause, und werde dienender Bruder bei den Tempelherren.“

„Unsinziger!“ — trat plötzlich der Prior von Montfaucon herzu; aber als wenn er sich übereilt

hätte, zog er sich wieder zurück, und nahm scheinbar durchaus nicht mehr Theil an der Unterhaltung. — Wenn sich Florian auch auf Alles gefaßt gemacht, so hätte er doch nicht geahnet, daß Balthasar in den Tempelherrenorden treten würde, und mit Entsetzen erfüllte ihn der Entschluß, da die Beichte des Priors noch lebhaft vor seiner Seele stand. Von dem ganzen Hergange hörte Margot Nichts; ihres Vaters Hand hielt zwar die ihrige, aber sie stand abgewandt von ihm, starr aber freundlich vor sich hinblickend, als wenn kein äußerer Gegenstand ihrem Auge eine andere Richtung geben könnte, und ihr Inneres nur von einem Bilde erfüllt wäre. Um nicht jede Aenderung in Balthasar's Entschlusse unmöglich zu machen, ging der Meister mit aller Vorsicht zu Werke, ließ seiner Margot Hand fahren und trat mit dem Gesellen seitwärts allein.

„Weißt Du auch, Balthasar“ — sprach er leise, damit es Margot nicht hören sollte, — weißt Du auch wohl, daß ich sterben muß?“

„Ich meinte, Ihr wäret schon todt, Meister.“

„Freilich, ich war auch nicht gar weit davon. Doch, Balthasar, ich werde nun bald sterben müssen“ —

„Gott schenke Euch eine seelige Urstatt.“ —

„Aber was soll aus Margot werden?“

„Das müßt Ihr besser wissen als ich, Meister.“

„So hast Du das Mädchen niemals geliebt?“

„Ach ja“ — meinte Balthasar mit einer Herzlichkeit, die ganz und gar mit seinem Benehmen im Widerspruche stand, — „ach ja, Meister, ich habe sie geliebt; aber ich darf sie nun nicht mehr lieben, das hat mir ein geistlicher Herr gesagt und mir fest versprochen, wenn ich meine irdische Liebe zum Opfer brächte, so würde die Gebenedeiete im Himmel mich gnädig und liebend empfangen.“

„So, Balthasar? kanntest Du denn den Geistlichen nicht?“

„Wie Ihr nur fragen könnt! Er kam ja täglich in unser Haus in Beziers, und hat uns auch den Bescheid gebracht, daß wir Euch hier sehen sollten. — Er hat mir auch noch Etwas aufgetragen, zwar nicht mit klaren Worten gesagt,



aber doch so halb und halb verständlich — Laßt nur mich einmal mich besinnen — ja recht, so war's! Er sagte: Meister Florian kann sich vom Tode retten, wenn er will; er weiß um ein Geheimniß, wenn er solches offenbart, so wird ihm nicht allein das Leben geschenkt, nicht allein Geld und Gut wird ihm wieder gegeben, ja noch mehr, noch zehnmal mehr als er besessen. Und es ist ein gutes Werk, fügte der Pater noch hinzu, er würde die Christenheit von einem Aussatz reinigen, er würde sich den Himmel verdienen, den er doch jetzt nicht erlangen kann.“

„Das sagte der Pater?!“

„Ja wohl, Meister. Er meinte auch, daß er es selbst bei dem Papst vertreten wollte — aber ich verstand ihn nicht so genau, weiß also auch nicht, was er zu vertreten hatte.“

Der Waffenschmied wurde nachdenkend, aber mochte ihn nun beschäftigen, was da wollte, so behielt doch immer der Gedanke, wie seine Margot so allein und verlassen in dieser Welt zurückbleiben würde, die Oberhand. Er suchte daher Balthasar von dem Vorsatze, in den Orden zu treten, abzu-

bringen. Doch wie sehr hatte sich der Meister in diesen Gefellen verrechnet. Balthasar sprach so viel ungereimtes Zeug, er schwankte von dem Wiederbesitz des gelobten Landes, von dem herrlichen Beruf, um Gottes Willen zu streiten, von dem sorgenfreien Leben der Ordensbrüder, und von so vielen andern Dingen, daß dem Meister der Kopf kraus wurde.

„Ei! was! Balthasar“ — setzte er ihm endlich entgegen — „Du denkst Dir das nur so — ich muß das besser wissen.“

„Ihr wißt eben so wenig von dem Orden als ich jetzt weiß.“

„Was! ich so wenig als Du?!“

„Ja, woher solltet Ihr denn das wissen?“

Da erst besann sich Florian. Was er dem Ritter nicht hatte gestehen wollen, das hätte er beinahe gegen seinen Gefellen herausgestoßen, und darum wandte er sich schnell zu Margot, denn Balthasar's fragender Blick wurde ihm lästig.

Bei diesem Gefellen ging es wie gewöhnlich; je weniger geistiges Vermögen dergleichen Leuten zu Theil geworden, desto fester nistet bei ihnen ein

Gedanke, der dem Funken gleicht, welchen man in den Zunder geworfen; denn unversehens steht die ganze Masse in Brand, und nur eine Gluth erfüllt sie. Von jeher war Meister Florian's Wort für den Gesellen Balthasar ein Gesetz; Meister Florian duldete in seiner Werkstatt keinen Widerspruch. Darum war auch Balthasar gewohnt, jedes Wort des Meisters als wahr und wahrhaftig aufzunehmen, als unleugbar, und um so mehr jetzt, da es Zweifel bei ihm erweckte: der Mensch ist zu Nichts mehr geneigt, als an irgend einer Wahrheit zu zweifeln.

Da sich der Meister nun zu seiner Tochter wandte, blieb der Gesell sich und seinen Gedanken überlassen. Bis dahin war die Rede nicht auf die Absicht dieses Besuches im Gefängnisse gefallen, und, wie der Meister nun sein einzig Kind arm und rathlos, eine elternlose Waise, betrachtete, da erst fühlte er ganz die Pein des harten Geschickes, welches unabwendbar und grausam über ihn hereingebrochen. Sagte aber nicht Balthasar, nicht allein das Leben könnte er sich retten, auch Geld und Gut würde er zurück empfangen? und sogar mehr noch, als er besessen? Greift doch

der Schiffbrüchige nach jedem auch noch so kleinen Gegenstande, um den Tode zu entgehen; wer möchte Florian verdanken, daß Balthasar's Worte für ihn bald mehr und mehr Gewißheit hatten, und mit jedem Worte aus dem Munde des holden Töchterleins die Hoffnung auf Leben und Glück festere Wurzel in seinem Herzen schlug?

Des Alten Zärtlichkeit verfehlte den Eindruck auf die Tochter nicht; seine Liebesworte führten Margot wieder zu ihm zurück; es war, als wenn sie sich aus den Bogen eines Gedankenmeeres gerissen, und des Vaters Brust der einzige leuchtende Punkt im nächtlichen Grausen gewesen wäre. Sie ahneten wohl, daß man ihnen nicht viel Zeit gönnen würde, an jeder Minute hing ein bedeutender Theil von des Vaters noch übrigem Lebensraum; sie hatten sich so vieles zu sagen, und gerade dem übervollen Herzen versagt der Mund so häufig den Gehorsam. Wenn die Trennungsstunde für ein Ewiges heranrauscht, dann ist es, als wenn in der Mittagsschwüle schwarzes Gewölk sich thürmet und jedes Herz erbebt im lebenslosen Schweigen. Sollte Florian in Thränen und Klagen ausbrechen? sollte Margot mit ihrem Schmerz den

Alten weich machen? Nein, der Waffenschmied raffte all' seine Stärke zusammen, setzte sich scheinbar ruhig nieder, um, ein weiser Vater, sein Haus zu bestellen. Es kostete ihm freilich Mühe, durch den traurigen Ernst der Umstände den ernstesten Gedanken dringen zu lassen; aber was vermag nicht Vaterliebe? Es gelang ihm, das erste Wort an Margot zu richten. Was aber sollte die Arme beginnen? Mit Balthasar war ja nun auch die letzte Stütze geraubt; eine dunkle Zukunft, mit des Vaters Todesstunde begonnen, war ihre ganze Aussicht. Als Florian, darnieder gedrückt von dem Gedanken, schwieg, trat Matthias herzu. Margot war vor dem Vater niedergesunken, er hielt des Mädchens schönes Haupt zwischen seinen Händen, als wollte er sich noch einmal recht satt sehen an den lieben Zügen.

„Bist ein Narr, Florian“ — zürnte der Prior. — „Der Bursche da spricht von Leben, Reichthum, und Du achtest das nicht höher als eine taube Nuß? Er sagt von einem Geheimniß — hätt' ich ein so liebes Kind, und ich sollte nur ein Geheimniß offenbaren, und wär' es aus dem siebenten Himmel gestohlen — ich würd' es dennoch sagen.“

„Matthias, ich weiß ja um kein Geheimniß“ —

„Dir ist nicht zu rathen, nicht zu helfen — bist 'n Narr!“

Indem sich der Prior verdrießlich von seinem Unglücksgefährten abwandte, trat der Gefangenwärter herein: die Trennungsstunde hatte geschlagen. — — —

Achtes Kapitel.

Des Ritters Sehnsucht nach seinem Vater wurde durch die Entdeckung, seine Gäste beabsichtigten nach Perugia zu ziehen, noch vergrößert. In dem schönen Rittersmann hatte er den Bildgrafen Hugo, Comthur des Tempelherrenordens in Deutschland, kennen gelernt, in den beiden Andern zwei hohe Würdenträger, und der Umstand, daß diese drei Paris nicht berührten, machte den seinem König ergebenen Ritter stutzen. Noch mehr als das, befremdeten ihn die eigenen Worte des Bildgrafen. „Auch unser Patron“ — hatte Hugo in der frohen Laune, welche der Wein erzeugt, geäußert, — „auch unser Patron ist der Papst. Wir wollen doch sehen, ob es nicht möglich sei,

einen Schutzherrn zu bekommen, der kräftig genug ist, selbst eigenen Willen zu haben."

So wenig Ritter von Blancas von der ganzen Papstwahl wußte, so meinte er doch, der Umstand sei wichtig genug, ihn nach Paris mittheilen zu müssen. Sein Hauptaugenmerk war daher, die Gäste zu bewegen, die Nacht in der Burg zuzubringen, das wurde ihm auch nicht so gar schwer. Denn die Deutschen sind von jeher keine Verächter des Weins gewesen, zumal diese Deutschen, in deren Heimath, am Rheinstrom, die herrlichsten Reben wachsen; man nannte auch den Comthur deshalb Wild- und Rheingraf.

Daß es mit der Papstwahl eine ganz eigene Bewandniß haben mußte, leuchtete dem Ritter schon darum ein, weil er sich der schmähhlichen Begegnung erinnerte, welche dem Papst Bonifazius von seines Königs eigenen Dienern zu Theil geworden. Er muthmaßte schon, daß der ganze Tempelherrenorden einmüthig für den neuen Papst aufstehen würde, und des Wildgrafen Offenherzigkeit trug nicht wenig bei, ihn in dieser Meinung zu befestigen.

Mit dem Einbruch der Nacht, wie der Vater versprochen, erschien er wieder in der Burg, sein heiliges Gewand war an mehreren Stellen zerrissen; doch dieser Umstand hinderte ihn nicht, sogleich mit dem Ritter zu verkehren. Die Anwesenheit des Wildgrafen und seiner Begleiter schien ihn bei weitem weniger zu kümmern, als die Entdeckung, daß Matthias vor dem Waffenschmiede auf den Knien gelegen, und der Kerkermeister sie in dieser Stellung überrascht habe. Des Vaters bedenkliches Kopfschütteln erweckte noch ein Heer Gedanken in des Ritters Kopfe, und nach langem Ueberlegen einigten die Beiden sich dahin, daß in dieser Nacht noch der Versuch gemacht werden müsse, den Waffenschmied zum Geständniß zu bringen.

„Es ist eine große Sache“ — fügte der Vater hinzu — „es ist eine große Sache, welche jetzt die Christenheit erregt. Wer weiß, wen man auf St. Petersstuhl erheben will, sehen wir doch mit eigenen Augen, daß jetzt die deutschen Herren weit hergezogen gekommen; wer weiß, ob nicht der ganze Orden aufgeboten ist, um kräftiglich den weisen Absichten unseres allergnädigsten Königs entgegen

zu arbeiten! Sie neiden ihm den Namen: der beste Sohn der Kirche — das wisset Ihr so gut als ich, Herr Ritter.“

„Wie wollt Ihr aber zum Zweck kommen, Vater? Florian behauptet, was ihm Matthias vertraut, das müsse er in's Grab mitnehmen, damit nicht die Verletzung der Beichte ihn dem ewigen Tod in die Arme liefere.“

„Herr Ritter“ — versetzte der Vater gelassen, — „das sind Dinge, welche mir bekannt sind, und nicht Euch. — Versüget Euch zu Euren Gästen, lauschet, ob Ihr etwas entdecken könnet, was etwa noch mehr Licht gäbe über die Fahrt nach Perugia; mich lasset meinen Weg allein gehen, und mit dem nächsten Morgen wird mein Mund Euch Alles offenbaren.“

Gern hätte der Ritter noch Manches gefragt; doch der Vater hatte Eile, schweifte hinaus mit langem, unternehmendem Schritt, und suchte sein eigenes kleines Gemach auf. Das war so ausgestattet, daß der Geruch von Heiligkeit vorwaltete. Der Vater schien sich sammeln zu wollen, er setzte sich still nieder, faltete die Hände, und dachte tief

nach. Aber die Sache war nicht so leicht, den gläubigen Florian dahin zu bewegen, daß er das Siegel der Beichte verlegte, und dennoch mußte es dem Vater gelingen, denn er hatte vieles versprochen, ein schweres Gelöbniß in die Hände des Wilhelm von Paris abgelegt. Er wurde unruhig, that einige Schritte im Gemache auf und nieder, dann beschied er den Kerkermeister zu sich, ließ sich von diesem Alles noch einmal und haarklein erzählen, und befahl dann, daß er Florian zu ihm führte. Der treue Verwalter seines traurigen Amtes stuzte an diesem Befehl; doch mußte ihn der Vater mit Spitzfindigkeit aller Art zu überzeugen, daß der Befehl nur lautete: keinen Priester zu den Gefangenen zu führen — sondern er wolle nur, daß der Gefangene zu dem Priester geführt würde; auch mit Drohungen, wie sie einem Geistlichen zu Gebote standen, verschonte er den Kerkermeister nicht, deutete ihm leise an, daß der Ritter bei seinen Gästen verharren mußte, und von dem Hergange in dieser Nacht Nichts erfahren würde, der doch lediglich und allein dem Heil der Kirche fromme. Der Vater wandte all' diese Waffen mit so gutem Erfolg an, daß Florian in kurzer Zeit

in seinem Gemache gesenkten Hauptes vor ihm stand.

„Es erbarmt mich“ — redete der Pater den Armensünder an, — „es erbarmt mich, daß Du, nach einem so christlichen Lebenswandel, unversöhnt mit Gott, diese Welt hinter Dir lassen sollst; erkenne darin die mütterliche Fürsorge der heiligen Kirche; sie hat in meinem Herzen das Mitleid erzeugt, auf daß ich Dich rette von ewiger Verdammniß.“

„Glaubte ich doch nicht, hochwürdiger Herr“ — versetzte der Waffenschmied mit hoher Freude — „daß ich dieses Heiles theilhaftig werden würde!“

„Mach' nicht viel Worte, Florian; denn, was ich thue muß heimlich geschehen, der Burgherr darf Nichts davon erfahren. Aber Unserereines muß thun und lassen in Gottesnamen. Blick' her auf dieses Gewand, es ist zerrissen; Berg und Thal, Bäche und Sümpfe, den dunkelsten Forst hab' ich nicht gescheut, um eine Christenseele vom Höllenpfuhl zu erretten. Der mit Euch gefangen war, den Florentiner, Rosso Dei, suchte ich auf. Er öffnete mir sein Herz, und obgleich ich zurückschau-

derte vor den Verbrechen, die er an Gott und der Menschheit begangen" —

„An Gott sagt Ihr, Herr Pater?“

„Frage mich nicht, denn ich darf Dir nicht antworten: ein geweihter Priester muß eher das Leben lassen, als von dem ihm in der Beichte anvertrauten Gute nur um eines Athemschwere zu vergeben. Beichte, Florian, das höchste Seelengut des Christen, und ein geweihter Priester, der Mittler zwischen Himmel und Erde.“

„So darf nicht ein Christ dem anderen beichten, Herr Pater, wenn etwa der Tod urplötzlich heranträte?“

„Das darf er wohl; doch heißt es auch in der Regel, da wir Menschen nicht Herren der Zeit sind und Gottes Gnade unendlich, so ist es wohl gut, wenn ein Christ in Todesnöthen seinem Mitchristen beichtet; aber diese Beichte ist nichtig und kraftlos, wenn vor dem Hintritt ein geweihter Priester erscheint. Hast Du etwa schon zu dem letzten verzweifelten Mittel gegriffen?“

„Ich nicht, Herr Pater“ — versetzte Florian verwirrt. — „Nicht ich, denn wem hätte ich beichten sollen?“

„Deinem Mitgefangenen, Florian.“

„Das meinte ich auch, Herr Pater, aber es ging nicht.“

„Ha, ich merke, Florian, ich merke! Der Noffo Dei sprach auch davon. — Doch zu etwas Anderem. Ich war auch heute in Beziers; sonderbare Gerüchte sind dort im Umlauf, man sagt sich sogar, der König sei Dir nicht abhold, Dein kühnes Benehmen, mit welchem Du Hab und Gut retten wolltest, habe ihm nicht mißfallen; es thäte ihm auch leid, um einen so kunsterfahrenen Mann, ein so tüchtigen Waffenschmied; doch könnte er Dich nicht retten, weil so viele Andere ein gleiches Loos mit Dir betroffen, und er nicht partheiisch erscheinen dürfe. Einer von meinen Brüdern in Beziers, der gar oft in Deinem Hause gewesen war, beschrieb mir Dein häusliches Glück so reizend, daß mich die jetzige verlassene Werkstatt, das todte Haus, mit Schauern erfüllte. Vor mehreren Tagen war der Beichtvater des Königs in Beziers gewesen; der hat denn geäußert, wenn der Waffenschmied Florian dem Könige nur den geringsten Liebesdienst erwiese, so würde des

Königs Majestät die kleine Ursache so hoch aufnehmen, daß er sie zum Vorwand brauchen könnte, dem Waffenschmied Leben, Freiheit und Habe zu retten. — Doch das beiseit, Florian, mit was wolltest Du jetzt dem Könige einen Liebesdienst erweisen?“

„Und das sagte des Königs Beichtvater selbst? Dieser heilige Herr, dem niemals ein unwahres Wort über die Lippen fährt?“

Der Pater hatte den Waffenschmied genugsam berechnet, um zu wissen, daß nicht jedes seiner Worte tiefe Wurzel schlug, und erst dann, als er von der traurigen Zukunft der verlassenen Margot gesprochen, als er mit erheucheltem Mitgefühl beklagte, wie kein ehrlicher Mann einem armen Mädchen, dessen Vater durch Henkershand gestorben, die Hand reichen würde; als er mit geläufiger Rede, und beknaht zu grellen Farben die Verlassene bettelnd vor den Thüren, von Hunger und Kummer entstellt, in Lumpen gehüllt, gemalt hatte, — da erst schritt er zu dem heiligen Act; er ließ den Waffenschmied beichten. Zerknirscht von dem Jammer, so weit er hinaus blicken konnte,

gestand Florian Alles, was er wußte; der Vater legte es natürlicher Weise auch für eine Sünde aus, daß er, ein Ungeweihter, Priesterstelle vertreten habe. Es war der letzte Punkt, und um so eifriger bestand der Vater auf demselben. Das war nun hier ein ganz Anderes als mit dem Ritter. Das Gewissen des Waffenschmiedes konnte hier um so eher beruhigt werden, da er sich eben in der Lage befand, aus seinen Gedanken ein Geheimniß machen zu dürfen, und nur so konnte dem Vater gelingen, das Geständniß des Priors von Montfaucon zu erfahren. Aber wie mußte Florian erstaunen, als der Vater anstatt ihm die Absolution zu ertheilen, ihn aufhob und wie im Freudentaumel ihn auf den Mund küßte.

„Du bist gerettet!“ — rief er — „wirst ein großangesehener Mann fortan leben, und nicht unter Henkers Hand aushauchen. — Deine Margot wird nicht betteln, ja, edle Herren selbst werden um ihre Hand werben.“

„Ich begreife Euch nicht, Herr Vater“ —

„Wirst schon — wirst schon begreifen lernen! — Ich sage Dir, Florian, das ist ein Wurf, wie er selten einem Menschen geboten wird, noch seltener

aber einem Menschen gelingt. — Sollst nicht mehr in Dein Gefängniß zurückkehren; hier bei mir wirst Du bleiben und bald wieder frei ausgehen wie die Luft.“

Der Waffenschmied mußte nicht wie ihm geschah; er ließ sich aber gefallen, daß der Pater ein Nachtmahl bringen ließ, bei welchem vor Allem der Wein nicht vergessen war. Den alten Mann erfüllte ganz der freudige Rausch über die unerwartete Wendung seines Geschickes, und er ging um so leichter über die Absichten hinweg, welche man etwa mit ihm haben konnte, da er von jeher an eines Priesters Wort nicht gezweifelt. Trotz dem Widerspruche des Paters aber bestand der Kerkermeister auf die Zurücklieferung des Gefangenen; nur das Versprechen, der nächste Morgen würde ihm Freiheit bringen, nahm der Waffenschmied in sein Gefängniß mit sich. Der Pater aber setzte sich nieder und schrieb, an Wilhelm von Paris schrieb er; Mitternacht war längst vorüber, als er dieses Geschäft beendigt hatte.

Neuntes Kapitel.

Im geheimen Rath des Königs wurde ein Gegenstand besprochen, den zu denken kein Fürst sich getraute. Nur drei Männer waren bei Philipp im Rathe versammelt, keiner von ihnen wagte, unumwunden seine Meinung an den Tag zu geben, sondern von dem Könige selbst mußte jedes Wort ausgehen. Seine drei geheimen Räte waren der Beichtvater, der Kanzler und Enguerrand von Marigni, Minister des Königs. Kraft seines Amtes als Glaubensinquisitor, hatte Wilhelm von Paris diejenigen Punkte vorgetragen, welche der Prior von Montfaucon dem Waffenschmied von Beziers gebeichtet. Was die Form betraf, das war geschehen. Des Beichtvaters Arm reichte selbst

bis in den dunkelsten Forst hinein; der Florentiner, Noffo Dei, hatte sich freiwillig gestellt in Paris; er und Matthias dienten nur dazu, über die Aussage des Waffenschmiedes Zeugniß abzulegen. Der König war, als Wilhelm von Paris seinen Vortrag geendiget, in heftiger Bewegung, denn was auch Matthias seinem Mitgefangenen in der Beichte mitgetheilt, das war noch verzeihlich gegen die neuen Entdeckungen, welche der Glaubensinquisitor im Verhör der beiden Zeugen gemacht. Man hatte die Lebensweise des Waffenschmieds berücksichtigt; der Anlaß zur Untersuchung war also unverdächtig, und Wilhelm von Paris behauptete, daß selbst die aus dem Orden gestoßenen Brüder nichts von den Geheimnissen desselben mitgetheilt haben würden, wenn nicht der Zufall oder vielmehr die weise Hand der Vorsehung es so gefügt. Verabredet konnten die beiden Tempelherren unmöglich etwas haben, indem sie ja Beide getrennt waren. Ob der Beichtvater des Königs unter vier Augen schon mit demselben irgend Etwas von der ganzen Sache gesprochen, das blieb sowohl dem Kanzler als dem Minister verborgen. Enguerrand von Marigni war übrige-

gens ein würdiges Mitglied in diesem Rathe; denn sein Bruder, hochgestellt in Frankreichs Clerisei, konnte den Tempelherren nicht hold sein, und der Minister selbst bot seinem Könige, um jeden seiner Wünsche zu erfüllen, nur gar zu willig die Hand.

War es doch, als wenn die Aufregung den König verhinderte, seine Gedanken kund zu geben. Wilhelm von Paris schaute regungslos in das Protocoll, während die beiden Anderen in des Königs Mienen spähten. Hier in diesem Augenblick stand Philipp der Schöne auf einem Punkt, der um so schwerer zu bewältigen ist, je kühner sich die Gedankenfolge eines Mannes entwickelt; es ist der Punkt, der den Gedanken zur That umschafft, und Bilder, welche längst vielleicht ergötzend vor des Königs Seele standen, sie mochten ihn wohl erschrecken, da sie in Wahrheit übergehen sollten. Ohne von seinem Protocoll aufzublicken, fragte der Beichtvater plötzlich: „Und Ew. Majestät hat gar Nichts auf das Alles zu erwidern?“

„Weiß ich doch in der That nicht“ — versetzte der König, — was ich sagen soll. „Leider, zum ersten Mal muß ich hier beklagen, daß in meine

Hand die höchste Machtvollkommenheit gegeben, und mein Gewissen mich aufmahnt, sie über so arge Keger auszustrecken.“

„Mein König“ — nahm der Vater das Wort, — „Ihr beschöniget mit dem Ausdruck das Verbrechen; Kekererei ist gegen den Götzendienst nicht in Anschlag zu bringen.“

„Sehr wahr, Vater, sehr wahr — doch was sagt mein Kanzler?“

„Gnädigster Herr, man könnte mich des Vorurtheiles zeihen, wenn ich schon jetzt“ —

„Das kann ich Euch nicht verdenken“ — winkte ihm der König Schweigen. — „Ein jeder von Euch prüfe den Gegenstand und theile mir seine aufrichtige Meinung mit; denn es soll kein Makel an unserer Gerechtigkeit haften; Ludwigs Enkel wird die Gewalt, welche sein Ahnherr in die Hände der Könige von Frankreich legte, nicht mißbrauchen — aber streng üben wird er sie, ein christlicher König! — Zu etwas Andern“ — begann der König nach einer Pause wieder. — „Man hat mir hinterbracht, daß die Tempelherren aus weit entfernten Landen nach Perugia ziehen, um

bei der Papstwahl zugegen zu sein. — Wer weiß, was dieser Orden damit beabsichtigt. Unter den obwaltenden Umständen darf kein Papst erwählt werden, welcher ihren Absichten gar zu hold sein dürfte; auch will ich mir das Recht der Könige von Frankreich nicht nehmen lassen, will endlich einmal wieder mit dem Papst in gutem Vernehmen stehen, wie das immer bei meinen Vorfahren der Fall gewesen, will nicht nur den Namen haben: der Kirche bester Sohn — nein, ich will es bethätigen, indem ich die Kirche selbst von des Unkrauts Bucher säubere. Ich denke, mein Wort wird Gewicht haben; drum sehet Euch um nach einem Manne, nach einem Geistlichen in meinem Reiche, an dessen Wandel die Cardinäle im Conclave nichts zu tadeln haben. — Euch, Pater, übertrage ich dieses Geschäft, denn nicht allein gebührt es Euch, sondern Ihr seid auch besser darin erfahren als Nogaret und Marigni.“

Kanzler und Minister wurden entlassen; der König blieb mit seinem Pater allein, und nun erst tauschten sie ungestört ihre Gedanken, ihre Absichten gegen einander aus. Auf den Schein vom Recht kam Alles in dieser großen Sache an, darum

war sie im Geheimenrath zuvörderst vorgetragen worden. Längst hatten Philipp und sein Beichtvater den Mann aufersehen, welcher der Statthalter Christi auf Erden sein sollte: der Bischof von Bourdeaur, Bertrand von Goth war für Beider Zwecke der verdiensteste Mann. Und ohne weiteres Zaudern dictirte der König dem Glaubensinquisitor einen Brief an Bertrand von Goth in die Feder, in welchem er ihn aufforderte, sich schleunigst nach der Abtei St. Jean d'Angeli zu verfügen, woselbst der König im Geheim mit ihm verhandeln wollte. Er empfahl dem Bischof das tiefste Schweigen an, ließ Bemerkungen über den Vorzug der Könige von Frankreich, weil Clodewig schon am Ende des fünften Jahrhunderts mit einem großen Theil der fränkischen Nation, der erste von den europäischen Königen, zum Christenthum übergegangen sei, einfließen, und bemerkte fein, daß er als allerchristlichster König nun auf dem Punkte stehe, der Kirche einen Oberpriester zu geben, wie er es vor Gott und der Welt verantworten könnte.

„Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, mein König“ — bemerkte Wilhelm von Paris,

indem er das Schreiben zurollte, — „als Ihr befehlet, einen Mann zu suchen für St. Peter's Stuhl; der Kanzler wechselte sogar die Farbe — denn mit Päpsten weiß er nicht gut umzugehen“ —

„Doch, doch, Pater! Es war mir recht lieb, daß ich den Rogaret damals nach Italien schickte, um mir den heiligen Vater lebendig oder todt zu bringen. Hätten sich die Bürger von Anagni nicht für den Papst aufgeworfen, so würde Rogaret mit Hülfe der colonnischen Familie sicherlich meinen Befehl ausgeführt haben“ —

„Dem heiligen Vater wurde aber gar zu arg mitgespielt.“

„Ja wohl, Pater. Der Aerger über die Behandlung stürzte ihn in's Grab. Wir werden fernerhin dergleichen Händel nicht mehr erleben; Bertrand von Goth wird mir in jeder Art willfährig sein; wenn er so ehrgeizig ist, wie Ihr gesagt, so haben wir das Spiel gewonnen. — Dennoch wandelt es mich so sonderbar an, so ganz eigener Art, wenn ich bis an das Ende des Ganzen hinaus denke.“

„Gnädigster Herr, das ist noch weit im Felde. Schweifet nicht zu weit in Gedanken, damit sie Euch nicht verwirren; jeder Schritt in dieser großen Sache erfordert weise Ueberlegung, Vorsicht; es handelt sich hier nicht darum, die Juden zu vertreiben — die edelsten Familien Eures Reiches sind betheiliget. Sie werden rachedürstend, sich erheben. Drum vorsehen, mein König, vorsehen!“

„Freilich, freilich, Vater — wenn ich in Eurer Capuze steckte, würde ich nicht minder furchtsam sein als Ihr; aber ich bin König Philipp, und was Ihr die edelsten Familien meines Reiches nennt — das ist es eben was mich reizt. Der Streich wird sie demüthigen, denk' ich.“

„Eines aber darf ich meinem Könige doch nicht verbergen“ —

„Und das wäre, Vater? — Nehmet Ihr doch schon eine so bedenkliche Miene an, daß ich etwas Ungeheures vermuthen muß.“

„Bergebt, gnädigster Herr! ich wußte nicht, daß meine Züge so gar gefällige Zwischenträger zwischen meinen Gedanken und Euch wären! —

Ihr wißt, wie sehr ich Euch ergeben bin, mein höchstes Glück finde ich in Eurem Ruhm. Wie oft aber habe ich schon in meines Königs Herz blicken können, und die zärtlichste Gattenliebe in ihm gefunden. Es ist wahr, die Königin verdient diese Liebe ihres königlichen Eheherrn, und ich fürchte nur, sie werde sich von ihrem weichen weiblichen Herzen verleiten lassen, uns gegenüber zu treten“ —

„Poffen — Poffen — Vater.“

„Ihr sagt das wohl, gnädigster Herr; aber man muß auf Alles denken. Kenne ich doch schon lange Euer Beharrlichkeit in der Ausführung eines Vorsazes — ich glaube einer Welt zum Trost, würde Euer Wille gelten müssen. Jeden noch aber“ —

„Lasset die Aker weg, Vater“ — unterbrach ihn der König mit Verdruß. — „Soll ich etwa wieder erleben, daß mein Volk sich gegen mich empöre? Soll ich in dieser geldarmen Zeit es ruhig ansehen, wie die größten Reichthümer meiner Länder, die unergründliche Tiefe des Tempelherrenschatzes, versiegen gehen? Soll diese vielköpfige

Macht wachsen und immer wachsen, daß ich mich am Ende vor ihr noch bücken soll? Nein, Vater, ich bin des Reiches Haupt, meinem Großvater danke ich das Recht des obersten Richterspruches in kirchlichen Angelegenheiten. — Die Anklage ist da, Zeugen haben sie bestätigt; Untersuchung wird lehren, wie ich von meiner Macht, meinem Recht Gebrauch machen werde.“ *)

„Was die Untersuchung anbelangt, Majestät, deren Ergebnis könnte ich Euch schon voraus verkünden“ —

„Nun ja, Ihr leitet die Untersuchung, Vater; das Ergebnis will ich jetzt nicht wissen. — Sendet dieses Schreiben jetzt nach Bordeaux ab. Den Waffenschmied von Beziers will ich selber sprechen, nach ihm soll man den Prior von Montfaucon zu mir führen und dann den Florentiner Noffo Dei. Sorget auch, daß mein Volk mindestens vorberei-

*) Ludwig der Neunte hatte die französische Inquisition eingeführt, und so jedem Könige von Frankreich den furchtbarsten Theil der theokratischen Gewalt in die Hände gegeben. Die Hinrichtungen, welche man genauer unter dem Namen Auto da Fé's kannte, hießen in Frankreich *sermons publics*.

tet werde; ich möchte es nicht gern überraschen, und kann um so entschiedener zu Werke gehen, je mehr sich die Volksmeinung zu meinen Absichten hinneigt. Das Ihr für des Waffenschmiedes Schweigen mir Bürgschaft stellet, dessen versehe ich mich von Euch. Der Mann ist uns viel werth, mehr aber noch sein Schweigen bis zur rechten Zeit und Stunde.“

„Längst, mein König, bin ich Eurem Gedanken vorausgeeilt. Fessel bleibt Fessel, sie sei von Eisen oder Gold: dem Waffenschmied hab' ich eine goldene Fessel angelegt. Er hat ein einziges Kind; ich verwette meine Seligkeit, daß mit seines Tochterleins Schönheit kein Weib an meines Königs glänzenden Hofe in Vergleich zu bringen sei.“

„Was, Vater, an meinem Hofe? und kein Weib so schön als eines Waffenschmiedes Tochter?! Bei Gott, da bin ich begierig!“

„Seht, gnädigster Herr, das habe ich mir so ausgerechnet: wenn das Mädchen in der Königin Dienst tritt, so findet sich der Waffenschmied hochgeehrt, und wir haben eine Geißel für ihn und sein Schweigen.“

„Wie mögt Ihr denken, Vater, daß die Königin?“ —

„Das ist Alles schon eingeleitet. Wenn auch niederen Standes, so ist die Dirne in ihrem Benehmen keinesweges von den Damen höheren Ranges zu unterscheiden. Ich werde sie der Königin vorstellen lassen —“

„Wann soll das geschehen?“ — fiel der König plötzlich ihm in's Wort.

„Wenn Eure Majestät vielleicht just bei der Königin wären, so dürfte Eure Zufriedenheit nicht überflüssig sein — Ihr versteht mich schon, gnädigster Herr.“

„Verstehe ganz und gar, Vater. Doch nur zufällig muß das geschehen, etwa wenn ich mit der Königin im Garten lustwandle; der Vorwand wäre ja wohl leicht gefunden, daß man das Mädchen vor uns brächte.“

„Nichts leichter als das. Ew. Majestät theil' der Königin mit, daß Ihr dem Vater des Mädchens das Leben geschenkt hättet, und nicht gern selbst den Dank entgegennehmen wolltet, und darum das Gerücht austreuen lassen, der Königin

gebühre der Dank, weil sie Euch vermocht, dem Waffenschmiede das Leben zu schenken."

„Ihr seid erfinderisch, Vater."

„Macht mein König diese Entdeckung erst jetzt?" — lächelte Wilhelm von Paris selbstzufrieden, indem er sich ansichte des Königs Befehle in Ausführung zu bringen. Längst schon hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, und Philipp stand noch in Gedanken tief versunken. Empfindungen aller Art kämpften in seiner Brust um die Herrschaft; wenige Worte, die er hoch aufgerichtet und entschlossen sprach, gaben Aufschluß über Alles, was er dachte; sie hießen: „Endlich werd' ich König sein in meinem Lande."

Behntes Kapitel.

Ja dem prunksüchtigen Jahrhundert Königs Philipp, und gerade an seinem Hofe, der Alles in sich vereinigte, was auf den Namen Pracht und Glanz Anspruch machte, war die Hofhaltung der Königin das Glänzendste, was je ein Auge erblickte. Johanna von Evreux war von der Natur mit so hohen Reizen begabt worden, daß sie ihrem Gemahl würdig zur Seite stand; neben Philipp dem Schönen noch schön zu heißen, das war Alles, was einem Weibe vor dem ganzen Geschlecht den Vorzug geben konnte. Johanna war nicht von jenen Weibern, welche ihre Umgebung absichtlich zum Contrast für ihre Schönheit nehmen; wie man etwa ein Geschmeide von Demant auf schwarzen Sammet legt; oder nur darum lasterhaft erschei-

nen will, um etwas Tugendfames heller leuchten zu lassen. Nein, Königin Johanna war zu hohen Geistes, als daß sie auf Kosten Anderer sich bevorzugen sollte. Die Frauen ihres Hofes, eine jede von ihnen war ein Muster der Frauenschöne, und dennoch überstrahlte die Königin sie Alle. Freilich nicht mehr in der Jugend rosigem Schimmer, aber würdevoll ein Weib, zur Königin geboren, zu der Herrschaft über Geist und Herz. Johannens Umgebung bildete die höchste Schule damaligen guten Geschmacks; welchem Jüngling das Glück zu Theil geworden, hier mit Beifall aufgenommen zu werden, dessen Lebensglück war verbürgt. Das Seltenste aber, das kaum Glaubliche war, daß all' ihre Frauen König Philipp's Weibe mit Freuden dienten, daß keine sie um den Besitz eines so schönen Mannes beneidete. Wenn nicht die steife Form des Hofes in Gegenwart Anderer Fesseln gebot, dann war die Königin mit ihren Damen einer einzigen Familie zu vergleichen, in welcher sie selbst als Mutter verehrt wurde. Heute freilich durfte von solch' einem Vernehmen keineswegs die Rede sein, denn der König wollte im Garten erscheinen; man war an ihm gewohnt, daß er streng

auf jenen Glanz hielt, der die königliche Würde zu begleiten pflegt.

Hohe glatt geschnittene Laruswände, dicht be-
 laubt, daß kein Auge sie durchdringen konnte,
 umschlossen in der Mitte des Gartens einen ziem-
 lich großen Platz, wo der König gewöhnlich seiner
 Frau begegnete; vier bogensförmige Eingänge führ-
 ten dahin. Es lohnte der Mühe, die geschmack-
 volle Einrichtung, welche Philipp hier getroffen,
 in Augenschein zu nehmen; doch war dieses nur
 dann erlaubt, wenn der König und sein Hof-
 staat sich nicht im Louvre befanden. In den
 Laruswänden waren, dem Auge unbemerkbar,
 Säulen angebracht, von welchen Bögen ausgin-
 gen, die sich zu einer Kuppel vereinigten. Der
 Mittelpunkt dieser Kuppel, ein Kreis von großem
 Umfang, enthielt ein aus vielen Stücken zusam-
 men gefügtes Glasgemälde, und stellte die Him-
 melsmutter mit dem Sohne dar. Gold und andere
 glänzende Farben leuchteten in einem ganz eigenen
 Zauber, wenn die Sonne ihre Strahlen auf das
 durchsichtige Gemälde warf. Die Räume zwischen
 den Bögen waren auf eine ähnliche, nicht minder
 kostbare Weise ausgefüllt: mattbläuliches Glas,

mit silbernen Sternchen, erschien wie das Himmelsgewölbe, getragen von den grün vergoldeten Bögen. Der ganze innere Raum dieses königlichen Aufenthaltes, ein herrlicher Dom, war so reich ausgestattet, daß er den Namen eines Götterhauses verdiente. Ein kostbarer Fußeppich bedeckte den Boden, in dessen Mittelpunkt sich ein aus weißem Marmor gearbeitetes Bassin befand, dessen klares Wasser auf künstliche Weise vier Schwäne einander zuspritzten, so daß der, durch Gold herein dringende Sonnenstrahl gar lieblich auf den feinen Wasserstrahlen hüpfte. Rings um das Bassin blüheten die schönsten und seltensten Blumen und Gewächse, eigends zu dem Behuf hergebracht aus dem Morgenlande; es schien, als wenn sie hier besseres Gedeihen fänden als unter dem Glutstrahl der Sonne ihres mütterlichen Bodens. Ueber die Taruswände herab fielen lange Streifen rothen und weißen Sammetes, jene mit Gold, diese mit Silber verbrämt. Die Streifen liefen nach unten spitz zu, und jeder derselben endigte in einem Quast von Silber oder Gold, eben den kostbaren Teppich des Bodens berührend. Auf der Westseite in diesem lustigen Gebäude war der erhabene Sitz

für das königliche Paar mit solchem Reichthum erbaut und geordnet, daß er den Vorzug also gleich selbst verkündigte; thronartig erhob er sich mit seinen vergoldeten Füßen und Lehnen, nur für zwei Raum bietend, in rothem Sammet die Wappen von Frankreich und Navarra tragend. Drei Stufen führten zu ihm hinauf, eine jede so breit, daß auf der obersten Stufe ein Sessel, auf der zweiten zwei, und auf der dritten drei Sessel Raum hatten. Diese Sitze auf den Stufen waren für diejenigen bestimmt, welche dem Könige oder der Königin nah, näher und zunächst standen; dem übrigen Hof waren die vielen Sitze rings in diesem Feenaufenthalt bestimmt.

So majestätisch nun auch dieser königliche Sitz sein mochte, so wurde seine Schönheit doch erst ganz vollkommen, wenn Philipp und die Navarrerin in ihren strahlenden Gewändern den Thron eingenommen. Auf den Stufen neben dem königlichen Paar, auf den erhabensten Sitzen nächst ihnen erblickte man Ludwig, den ältesten Sohn des Königs Philipp, dessen ersten Athemzug schon sein Königreich Navarra begrüßte: lang und hager; nicht allein das Scepter hatte er von seiner Mutter

geerbt, nicht allein die Aussicht auf die glänzendste Krone in der Christenheit von seinem Vater, sondern auch der edle Anstand der Beiden war auf ihn übergegangen. — Dann: Philipp, Graf von Poitiers, des Königs Zweitgeborener; seinen dritten Sohn: Carl, Graf de la Manche, und nach diesem Robert; dessen Pathe Jacob von Molay war, der Großmeister des Tempelherrenordens. Auch die Brüder des Königs: Carl, Graf von Valois und Ludwig, Graf von Evreux, waren dann zugegen, sie alle reiheten sich an den König; im glänzendsten Ritterschmuck schloß sich ihnen der übrige Hof desselben an, während der Königin überaus reizendes Damengefolge den Rittern gegenüber saß. Das Auffallendste bei einer so lebensmuthigen als prächtigen Erscheinung war dann: Wilhelm von Paris. Er durfte sich seinen Platz wählen, wo er wollte, und nicht selten mußte ihm ein königlicher Prinz den seinen räumen. Heute aber schien der Dominicaner anspruchsloser als jemals; war es doch, als wenn für ihn heute gar nichts wichtig wäre. Er stand an dem bogenförmigen Eingange, dem königlichen Paare gerade gegenüber.

Und hieher sollte Margot kommen? Die Tochter des Waffenschmiedes von Beziers? Das Mädchen im grauen Gewande mit blauen Stahlspangen? Wie war es möglich, daß Wilhelm von Paris seine Seligkeit verwetten konnte, daß anspruchlose Kind dürfte mit der schönsten Dame des Hofes ob der Schönheit in die Schranken treten? Auch der König bedachte das, und ließ daher schärfer als jemals den prüfenden Blick auf den Frauen der Königin haften; am längsten verweilte er bei einer der jüngeren Damen, welche anerkannt das schönste Weib in Frankreich war. Aus dem Geschlechte der Malhac entsprossen, war Heloise die muthmaßliche Erbin sämmtlicher Güter des Geschlechtes, indem ihr Bruder, Peter von Malhac, von seinen Eltern schon als Knabe in den Tempelherrenorden eingekauft wurde. Der König verzweifelte an seines Beichtvaters Seligkeit, und eben heute war Heloise wunderbar schön zu nennen.

Alles hatte sich vereinigt, um den Glanz dieser Versammlung des Hofes auf das Höchste zu steigern. Die Sonne strahlte mächtig durch die Glasdecke, so daß der Heiligenschein, welcher den Kopf

der heiligen Jungfrau und den des Christuskindeſ umgab, gleich wie Feuer leuchtete. Die blanken Rüſtungen der ritterlichen Hofslinge, die Geſchmeide der Damen, edle Metalle, Demanten und Perlen, und überdieſ das glänzend ſtrahlende königliche Paar: Alles ſtrömte ein magiſches Licht aus, welches ganz die Würde dieſer Verſammlung athmete. Und in dieſe Verſammlung, an der Hand des alten Vaters trat Margot; kein anderes Gewand deckte ſie als daſjenige, welches ſie auf der Weſte Roucy getragen — der Waſſenſchmied aber war ſorgfältig, ja für ſeinen Stand, prächtig gekleidet.

Es giebt nichts Höheres auf dieſer Erde, an Erſcheinung nichts Wunderbareres als die wahrhaft ſchöne, wahrhaft tugendſame Jungfrau. Wer hätte vermuthen können, daß Margot feſten Schrittes, allein, da ihr Vater zurückgeblieben, und mit edlem Anſtand den ganzen Kreis der Damen durchſchreiten würde? Unter dem ſchwellenden Buſen hielt ſie die Hände eng gefaltet, mit Ehrfurcht die Damen begrüßend, mit mädchenhafter Scheu die Blicke der Männer meidend, biſ ſie vor der Königin ſtand, vor Johanna von Evreux, vor Philipp des Schönen ſchönem Weibe.

Sie hob den Blick zu dem königlichen Paar hinauf, kniete langsam nieder; es bedurfte der Worte nicht, denn Margot's Auge sprach von innigem Herzensdank.

„Ich kenne Dich“ — die Worte fielen huldvoll aus der Königin Munde — „Du bist des Waffenschmieds, des Florian's Tochter — Erhebe Dich, mein Kind — steh' auf! Um Deinetwillen freut's mich doppelt, daß ich das Leben des Vaters Dir gerettet.“

Die Blicke der Damen und Herren hingen an des Waffenschmieds schönem Töchterlein, d'rum konnte Niemand in diesem Augenblick Wilhelm von Paris berechnen, der lauernd und mit einem Auge blinzelnnd sich hinter den Waffenschmied zurückgezogen hatte; er beobachtete nur Philipp, alles Uebrige war für ihn nicht vorhanden.

„Königliche Majestät“ — stammelte Margot, — „blicket gnädiglich auf mich herab, und wäget das Dankgefühl einer niederen Magd nicht nach der Höhe Eures Standes — Ich bin der Worte nicht so mächtig, königliche Frau; nicht mit Blumen vermag ich meine Rede zu schmücken, aber

treu und wahr ist mein Herz; die heilige Mutter kennt es."

„Darfst Dich nicht entschuldigen, Kind; die Rede klingt gut aus Deinem Munde, und Deine Worte finde ich wohl geordnet. — Meinest Ihr nicht auch, mein königlicher Herr? — Man sollte denken — Wie? Mein königlicher Herr, Ihr hört mich nicht?“

„Doch! ja doch! Königin, ich höre Euch!“ — wandte sich Philipp plötzlich zu ihr — „nur — bedachte ich so eben — welch' großes Glück Ihr — über dieses unschuldige Wesen gebracht.“

Königin Johanna, arglos wie immer, legte die Hand sanft auf ihres Mannes Hand, und sprach freundlich und herzlich, so leise, daß nur er es vernehmen konnte: „Wie groß, mein Herr und König, seid Ihr in jeder That, in jedem Werke, im Wohlthun aber am größten, denn Ihr verzichtet auf den Dank des durch Euch glücklich Gewordenen.“

„Still, Johanna, still!“ — gab der König eben so leise zurück — „das Lob aus Deinem Munde ist mir ja schon mehr als überschwenglicher Dank.“

Der König winkte der Oberhofmeisterin. Sie trat hervor, eine hohe ernste Frau. Ihre Stellung bei der Königin hatte zugelassen, daß sie eine sogenannte Donata des Tempelherrenordens wurde, und also eine Ordensschwester war. Sie war eine geborne Pontrouge. Ein naher Verwandter, Clement de Pontrouge, Tempelherr, hatte ihr zu der Aufnahme in den Orden den Weg gebahnt. Der König empfahl Margot der Fürsorge seiner Gemahlin, und äußerte den Wunsch, daß sie der Oberhofmeisterin übergeben werden möchte. Sein Wunsch war freilich für die Königin Befehl, und diese bedeutete die Oberhofmeisterin, daß sie ihre Anordnung wegen des Waffenschmieds Tochter erwarten solle.

„Ihro Majestät zu Befehl“ — bemerkte die Oberhofmeisterin, und sie konnte nicht verhüten, daß ihr Blick nach Heloise von Malzac hinüber flog —

„Ohne weitere Bemerkung!“ — hinderte der König selbst die Oberhofmeisterin am Weitersprechen. — „Thut, was Eures Amtes! — Der Waffenschmied von Beziers!“

Der Marschall führte Florian herzu. Der freilich trat nicht so unbefangen vor die Hoheitstrahlenden hin; er zitterte sogar, und während er seine Hulldigung in Worte kleiden wollte, tappte er vergebens nach dem Arme seiner entfernt stehenden Margot. Der Hof ergözte sich über des Alten Berlegenheit, man hörte Flüstern, Kichern, ja manches eitelsüchtige Dämchen hüstelte; aber der König ließ sein Feuerauge rings im Kreise ergehen, und es wurde so still, daß man das Flattern einer Weiberlocke hören konnte.

Unmerkbar hatte sich das Bild auf gar sonderliche Weise geändert: zwischen der Pontrouge und dem Waffenschmied stand plötzlich Wilhelm von Paris. Die ganz gewöhnliche Kleidung des Dominicaners, das braune Gewand, weitsaltig und schleppend, stach sonderbar ab gegen das blumengewirkte veilchenblaue seidne Wams des Alten, gegen die zierlichen Schuhe mit schnabelförmigen Spitzen, gegen den fein gestickten Kragen und gegen die Schleifen an den Hosen, von rother und weißer Seide. Die Oberhofmeisterin in ihrem Hofkleide, dessen Glanz sich mit der einfachen Tracht der Schwestern des Tempelherrenordens vereinigt

hatte, stach eben so gewaltig gegen Margot ab, als Florian gegen den Beichtvater. Und wie auch Philipp ernst und streng Ruhe geboten, so war doch sein Blick nicht hinreichend, jetzt die Laune der Höflinge zu zügeln. Ein Beichtvater des Königs, ein gewöhnlicher Waffenschmied, dem dieser kaum das Leben geschenkt, die strenge hochgeputzte Pontrouge und die anspruchlose Margot! Nein, so lange es Könige von Frankreich gegeben, hatte sich ein solches Bild noch nicht bei Hofe dargestellt. Absonderlich belächelte des Königs ältester Sohn, Ludwig, die Gruppe; das kurz entschiedene Wort seines Vaters aber gestaltete jeden seiner Züge um in tiefsten Ernst. Der König wollte eben seinen Beichtvater ob des unberufenen Erscheinens zur Rede stellen; doch Wilhelm von Paris nahm vor ihm das Wort.

„Königliche Majestät“ — sprach er unterwürfig, — „möge wie bisher niemals das Maß Eurer Gnade zur Hälfte nur gefüllt sein. Diesem Bürger von Beziers wurde das Leben geschenkt, seine Tochter, diese hier, soll fortan meiner erlauchten Königin Gnade empfohlen sein; doch wie dürfte eine Margot an einem Hofe, wo Ritterfitte und

Frauenschöne im höchsten Glanze leuchten, bestehen, wenn nicht ihr Geist durch eine erfahrene Hand ausgebildet würde? So wage ich denn eine Bitte: vertrauet mir Margot an, und im Verein mit der Oberhofmeisterin, werde ich dahin trachten, des Waffenschmiedes Töchterlein meinem königlichen Herrscherpaare als eine Jungfrau von hohem Geist zurückzugeben.“

Der König bedachte sich eine kurze Weile, d'rauf sprach er zur Königin Johanna: „Der Vater hat Recht, Königin, so will es mich bedünken. Ich bin seiner Meinung auch, und gefällt es Euch, Königin, daß Margot ihm und der Pontrouge anvertraut werde, so läßt sich etwas Außergewöhnliches erwarten.“

Die Navarrerin versetzte darauf: „Mein königlicher Herr ist gewohnt, daß ich seinen leisesten Wunsch als Befehl achte; doch muß ich selbst noch eine Frage an Margot richten, damit nicht unser Mühen an dem eigenen Herzen der Jungfrau scheitere. Die Frauen, welche mich umgeben, darf nichts Anderes binden, als Liebe zu ihrer Königin und der Gehorsam, welchen diese Liebe bedingt; ihre Herzen müssen mir ganz anhangen, keines

Mannes Bild darf in denselben leben; wie würde sonst mein Hof ein Muster tugendsamer Frauenthe sein?"

„Ich bewundere Eure Weisheit, Königin“ — sprach Philipp, mit prüfendem Blick auf Margot's Zügen verweilend, — „fraget d'rum die Jungfrau, ich denke ihr Herz wird so offen vor Euch daliegen, als der freie Blick ihres Auges sich in den Glanz Eurer Majestät taucht.“

Die Königin winkte dem Mädchen; die Pontrouge führte Margot zwei Schritte näher hin zu dem erhabenen Sitze, und im Gefühl ihrer Würde bedeutete sie Margot, ohne Hehl der Königin zu antworten. Der Waffenschmied aber, mit der Hofthe unbekannt, das hohe Glück seiner Tochter schon von der Zukunft ahnend, war vorlaut genug dem königlichen Paare zu erklären, daß seine Margot für Balthasar viel zu gut sei.

„Balthasar — Balthasar“ — flüsterte und sicherte es rings umher, laut genug an jener Stelle, wo die Malzac saß, um von dem Könige und seiner nächsten Umgebung verstanden zu werden. Doch wie der Waffenschmied auch erröthen mochte,

Margot blieb sich gleich; der erste Laut aus der Königin Munde machte wieder Alles verstummen.

„Sag' an, Mädchen“ — fragte Johanna — „was meinte Dein Vater mit dem Balthasar? — Meister, tretet zurück; Euer Töchterlein soll mir das selbst offenbaren.“

„Hohe Königin“ — versetzte Margot mit volltönender Stimme — „es ist das erste Mal, daß ich um des Herzens Meinung ob eines Mannes gefragt werde. Euch will ich sie nicht verbergen; denn früh oder spät würde es sich dennoch erklären müssen.“

„Wahr, Margot, ganz wahr.“

„So leihet mir denn geneigtes Ohr, und nehmt das Geständniß Eurer Magd in Gnaden auf. — Seinem Gesellen Balthasar hatte mich mein Vater zum Weibe bestimmt. Gewohnt, seine Befehle heilig zu achten, ließ ich geschehen, daß er meine Hand in die Hand des Gesellen legte, und wäre vielleicht dessen treue und sorgsame Hausfrau geworden, wenn nicht so schweres Unglück über meinen Vater hereingebrochen. Da erst erkannte ich, daß eines Mannes Liebe sich keinesweges nur in der Erfüllung des täglichen Geschäftes bekunde,

und daß der Mann zu verachten sei, welcher nicht mit trotzigem Muth dem herben Geschick kühn die Stirn zeige, und eher selbst erliege unter seinen Streichen, als daß er das Weib seines Herzens feige aufgebe.“

„Balthasar gab Dich auf, Margot?!“

„Ja, Königin, das that der Feige. Als ich meinen Vater in seinem Gefängniß auf Roucy, aus welchem Eure Gnade ihn gerettet, noch einmal, gleich wie zum letzten Male sehen durfte, da gab mich Balthasar auf. Er wußte, daß ich von nun an ganz allein stehen würde in der Welt, ein schwaches Rohr, allen Stürmen preisgegeben; zum Glend war ich schier berufen, und da, da gab er mich auf. Er schüßte vor, den braunen Mantel tragen zu wollen, das Kleid eines dienenden Bruders im Templerorden. Aber Balthasar und ein Tempelherr — Nacht und Tag. Ein Tempelherr, wie ich ihn denke! wie ich ihn auf Roucy gesehen! ein Kriegsgott der Anbetung werth!“

Die Wärme, mit welcher Margot die letzten Worte gesprochen, ließ die Königin den fragenden Blick nach Philipp wenden: „Warum so ernst, mein Herr und mein Gemahl? warum so finstere

Falten auf Eurer Stirn? Soll ich nicht wissen, was meines Königs Herz plötzlich unangenehm berührt?"

Nach einem kurzen Sinnen sagte der König so laut, daß es der ganze Hof vernehmen konnte: „Was ich Euch nicht verbergen will, Königin, das ist ein Gegenstand, den auch Unser ganze Hof wissen darf, wissen muß, um mit gewohnter Treue auf Alles zu achten, was darauf Bezug haben könnte, und seinem königlichen Herrn davon Kunde zu geben. Dieses Mädchens Worte weckten böse Empfindungen bei mir auf. Es ist die Kunde zu Uns gelangt, daß die Tempelherren aus ihren weit entfernten Provinzen Geschäftsträger nach Perougia schicken, um bei der Wahl des neuen Papstes kräftig zu wirken. Längst sind Wir des argen Bernehmens überdrüssig, in welchem zwei Päpste mit ihrem besten Sohn gestanden; auch soll Frankreichs Clerus nicht mehr dem Statthalter Christi gegenüber stehen. Wir erkennen die Absicht der Tempelherren nur zu gut, als daß Wir sie arglos nennen dürften; sie wollen wieder einen Papst haben, nach ihrem Sinn, der einzige Richter über ihnen soll ihren Absichten huldigen — das

darf nicht sein, denn nimmer würde Friede zwischen Frankreichs König und der apostolischen Macht. — Ihr Herren und Damen Unstres Hofes, Wir empfehlen Euch die größte Wachsamkeit, zumal Euch, Frau Oberhofmeisterin, denn Ihr traget das Ordenskleid!“

„Was sich mit meinem Ordensgelübde verträgt, Majestät, das werde ich meinem königlichen Herrn getreulich offenbaren —“

„Pontrouge, Ihr habt Uns mißverstanden. Lauschen und Horchen ist keines Königs würdig — seid nur wachsam auf Euch selbst, denn nahe steht Ihr Unserm Throne, Unser theuerstes Kleinod haben wir Euch anvertraut.“ — Mit einer entschiedenen Bewegung der Hand bedeutete Philipp der Oberhofmeisterin zu schweigen; sie trat zurück. Eine minutenlange peinliche Stille trat ein. Mancher erinnerte sich hier irgend eines Zorneswortes des Gebieters, als er inne geworden, daß die Tempelherren seinen erbitterten Feind Bonifazius unterstützten. Man war an dem König gewohnt, daß er niemals ohne irgend eine große Absicht vor dem ganzen Hofe sich erklärte; abson-

berlich mußte Philipp bei dieser Gelegenheit unglaublich vieles beabsichtigen, denn ein großer Theil seines Hofes zählte Freunde oder Verwandte unter dem mächtigen Orden. Auch weiß man wohl, daß Hößlinge nur dann erst leben, wenn sie Ränke spinnen. Dieser und Jener mochte sich wohl getroffen fühlen und ein Fürchten stieg in seiner Brust auf, welches dem wachsamem König sein Entstehen verdankte. Was aber dem ganzen Hofe unangenehm erschien, das legte Wilhelm von Paris auf eine ihm eigenthümliche Art und Weise aus; schien es doch, als wenn er durchaus nicht nöthig hätte auf des Königs Worte zu achten; nur Margot hatte er im Auge, obgleich ihr Gesicht von ihm abgewandt war. Sie blieb sich aber gleich; denn wie konnte eine Margot nur den tausendsten Theil von dem, was hier vorging ahnen? Diese Ruhe ist der größte Vorzug eines wahrhaft kindlichen Gemüthes.

Königin Johanna, um dem verlegenen Schweigen des Hofes ein schleunig Ende zu machen, ging in die Gedanken ihres Gemahles ein. Sie fragte nämlich das Mädchen, ob sie den Tempelherrn gekannt auf Roucy.

„Erhabene Königin, wie hätte ich unscheinbare Dirne um einen so herrlichen Ritterzmann wissen können! aber sein Bild steht unauslöschbar vor meiner Seele und nimmer wird ein anderer Mann aus meinem Herzen es verdrängen.“

„Schon gut, Margot, mich freut Dein offenes Bekenntniß! dem Deine Liebe gehört, er ist ein Tempelherr, darf nicht einmal Dich ansehen; um so weniger habe ich von Deinem Herzen zu fürchten. Ich mag es wohl, wenn die Frauen um mich her den besten Rittern ihren Beifall schenken; der spornt zu kühnster That, und um einen Blick, von Frauenhuld gespendet, ward schon manche große That vollbracht. So nehme ich Dich denn auf, Margot. Bleib' fromm und“ — fügte die Königin mit bedeutungsvollerem Tone hinzu — „sei klug, Margot, damit Dein Glück nicht durch Dich selbst zertrümmert werde.“

Der König erhob sich, führte die Navarrerin von dem Sitze; in gewohnter Ordnung schloß der ganze Hofstaat sich dem königlichen Paare an.

Wilhelm von Paris war der einzige, welcher hier zurück blieb; dieses Mal that er es nicht aus eigenem Antriebe, sondern des Königs Wink hatte es ihm befohlen.

Elftes Kapitel.

Die großen Ehrenbezeugungen, mit welchen man den Waffenschmied von Beziers überhäufte, verwirreten ihm schier den Kopf. Des Königs Gnade schien unerschöpflich; Florian hatte nicht nur sein Vermögen zurück erhalten; sondern bei weitem mehr als das. Er war nun auch kaum wieder zu erkennen; denn obgleich er sich zu seinem ersten Erscheinen bei Hofe unmäßig herausgeputzt hatte, so stand doch sein Aufzug in seiner eigenen Wohnung mit jenem prachtvollen Aufzuge nicht in einem gar zu großen Widerspruch. In einem Ueberwurf von veilchenblauem Seidenzeuge, verbrämt mit kostbarem Pelzwerk, lag er gewöhnlich auf weichen Polstern; nichts von seiner Gestalt war zu sehen, nur das zufriedene Gesicht schauete

aus dem Pelz und unter der Sammetkappe hervor; denn weit über die Hände, über die Füße reichte die kostbare Hülle. Wer Florian nicht besser gekannt hätte, würde ihn für einen Tempelherrn gehalten haben. Seine ganze Umgebung stimmte mit seinem Aufzuge überein; allenthalben überladene Pracht, um seinen Reichthum hervor zu heben.

Florian beschauete sich mit großem Wohlgefallen; er mochte aber hin und her sinnen, dennoch konnte er den wahren Grund, warum der König so gnädig gegen ihn verführe, nicht auffinden. Vielleicht, wenn er noch länger gegrübelt hätte, wäre ihm dieser oder jener Grund eingefallen; er wurde aber durch das Eintreten eines Bekannten gestört — Balthasar besuchte seinen alten Meister in Paris. Aber wie mußte der Gesell erstaunen, da er den Meister in solchem Glanz erblickte! War es doch, als hätten die Beiden sich niemals gekannt, so fremd kamen sie einander vor; ja, Balthasar getraute sich kaum, den Meister mit üblichem Wort zu grüßen. Florian's herablassende, freundliche Miene ermuthigte den Gesellen; seinen Hut hin und herwendend in der Hand, stieß er

endlich die Worte hervor: „Herr und Heiland! Meister! Seid Ihr's oder seid Ihr's nicht!“

„Ich bin es, Balthasar“ — versetzte Jener gedehnt, indem er sich ein wenig erhob. — „Ja, Balthasar, ich bin es. — Was aber ist Dein Begehrt? Sprich es dreist aus, mein Sohn; denn ich bin heute in einer ziemlich guten Laune. — Wir, bei Hofe, verstehst Du, wir sind nicht immer gleich gestimmt; die Sorge um das Heil des Staates —“

„Wie? Was? Meister! Euch obliegt die Sorge um das Heil des Staates? — Kaum seid Ihr dem schmähhchen Tode zwischen den Beinen hindurchgewischt, so —“

„Schweig davon! Ich mag das nicht gern. Auch mußt Du mich niemals wieder daran erinnern; bei meinem Zorn, hörst Du? niemals!“

„Es soll nicht wieder geschehen, Meister; aber denen in Beziers habt Ihr einen schlimmen Streich gespielt.“

„Wie das? Ich erinnere mich doch nicht —“

„Ja, Meister, man hat seine Neider. Sie freueten sich schon auf das Schauspiel und wans-

berten nach Roucy, um Eurer Hinrichtung beizuwohnen.“

„Tausend Donner! Schweig davon!“

Der Meister war durch seine Aufwallung vom Polster gerissen worden; der lange Ueberwurf, mit seiner raschen Bewegung nicht einverstanden, ließ den Füßen nicht freien Raum und — o Himmel! — Meister Florian fiel auf das Getäfel des Bodens nieder. Balthasar sprang herzu, ihm aufzuhelfen; doch mit einem Gewande, wie der Meister es trug, wußte er nicht umzugehen, statt des Armes griff er die Falten des Ueberwurfs und Florian ächzte vergebens unter den sich mühenden Fäusten des Gesellen. — Zum größten Unglück traten eben zwei reichgekleidete Herren in das Gemach.

„Ei ei! Was ist Euch angekommen?!“ — riefen Beide zugleich, indem sie Balthasar zu Hülfe eilten. — „Seid doch nicht krank? Oder —?“

Sie warfen bei der letzten Frage einen gar sonderbaren Blick auf den Gesellen.

„Nicht doch, nicht doch“ — beruhigte sie der Waffenschmied, indem er seinen Ueberwurf wieder zurecht zupfte — „es war nur so ein kleiner Anstoß

von Schwindel. Ich finde mich überhaupt jetzt nicht so ganz behaglich —“

„Das kann wohl kommen, lieber Meister“ — nahm der Eine von ihnen das Wort, indem er seinem Begleiter zublinzte — „das kann wohl kommen, zumal da ihr die Luft in Paris noch nicht gewohnt seid. Denket nicht mehr daran, so mache ich es gewöhnlich wenn ich Zahnweh habe, man vergißt den Schmerz um so leichter. Von Etwas Anderen denn: Ihr seht lieber Meister wir halten unser Versprechen. Längst schon wäre es unsere Pflicht und Schuldigkeit gewesen, die Freundschaft eines so ausgezeichneten Mannes zu suchen, doch nimmt uns die Dienstplicht bei Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige gar zu sehr in Anspruch und möget Ihr es nicht übel deuten, wenn wir heute erst Gelegenheit fanden den Mann zu besuchen, welchen König Philipp mit seiner hohen Gnade beschenkt.“

„Herr Jacques“ — versetzte der Waffenschmied mit schlecht gelungenem höfischen Wesen — „ich schätze mir's zur größten Ehre zwei Männer bei mir zu sehen welche unsers allergnädigsten Königs Zutrauen in so hohem Grade besitzen. Machtet

Euch keine Sorge darum, daß ich mich etwa vernachlässigt fühlte, weil Ihr nicht früher gekommen seid, ich weiß ja den Mann von seinem Stande zu unterscheiden; die Pflicht für den König ist das Vorzüglichste, was wir Alle im Auge haben müssen. Noch bei der letzten Versammlung des Hofes" — fügte er nachlässig hinzu — „hat uns der König dies anbefohlen.“

Balthasar wollte seinen Ohren nicht trauen. War das sein Meister aus Beziers? war dieser hier der mit den Vertrauten des Königs auf so freundlichem Fuße stand, sein alter Meister Florian der Waffenschmied? War dieser hochgestellte Mann an König Philipp's Hofe, der kaum dem Henkertode entronnene Verbrecher? Der schlichte gerade Bürgersmann von Beziers, konnte der wohl urplötzlich sich so verändert haben? Weit geöffneten Mundes stand Balthasar und starrte seinen Meister an. Es war wohl nicht zu verwundern, daß der Gesell den Beiden auffiel. Ihre Fragen setzten den Meister einigermaßen in Verlegenheit, doch suchte er sich zu fassen, und bedeutete sie folgendermaßen:

„Ihr Herren erinnert Euch wohl, daß ich lange

Zeit die Waffenschmiedekunst getrieben. Freilich müßt Ihr das wissen denn aus meiner Werkstatt in Beziers kamen die besten Klingen, die besten Harnische und Helme; mit einer Lanzenspitze von meiner Arbeit konntet Ihr die stärkste Silbermünze durchrennen, und sie war noch so scharf als vorhin. Ich will just nicht damit prahlen, denn ich war von jeher ein Feind des Eigenlobs, aber von dem Waffenschmied Florian, wird noch mancher Rittermann erzählen. Genug also, dieser hier seines Namens Balthasar war mein Gesell, und setzte es sich in den Kopf, ein Templer zu werden. Sage mir Balthasar warum bist Du denn noch nicht Templer geworden?"

„Meister sie fragten mich ob ich mit irgend einem Weibe verheirathet oder verlobt wäre, und da meinte ich denn daß die Geschichte mit Eurer Margot noch nicht so ganz klar geworden —“

„Schafskopf!“ — schalt der Meister — „Du hast doch nicht etwa gesagt —?“

„Warum sollte ich nicht, Meister? ich mußte doch die Wahrheit sagen.“

„Balthasar“ — nahm der Meister beinahe predigend das Wort — „Du hättest gar nichts

davon zu erwähnen gehabt. Meine Margot wird Hofdame bei Ihrer Majestät der Königin; da siehst Du wohl selbst ein Balthasar — sag' immerhin den Brüdern Du seiest nicht verlobt, und wenn Du auch etwa nicht Templer werden wolltest, so fände sich wohl noch ein anderes Mädchen für Dich. Für den Hof Balthasar, nimm mir's nicht übel, für den Hof bist Du nicht geschaffen."

Die beiden königlichen Diener konnten sich des Lachens nicht enthalten. Da Florian es mißverstand, so lachte er herzlich mit, daß ihm der Bauch erschütterte.

„Nicht wahr Ihr Herren“ — rief er — „Balthasar und Margot! ich mögte ihm wohl einmal im Garten des Louvre sehen! ha ha ha!“

Die Schaam färbte des Gesellen Angesicht hochroth, und zornig trat er vor den Meister hin, auf die beiden reichgekleideten Herren nicht Rücksicht nehmend: „Meister“ — sprach er unverhohlen und laut genug, wie er sich ehemals bei dem Ambos mit ihm unterhalten — „Meister ich bin nicht hieher gekommen mich von Euch höhnen zu lassen, in Gegenwart Anderer. Daß Ihr Euch aufbläht wie ein Frosch auf dem grünen Schlamm eines

Weiher's, steht Euch nicht zu verdenken denn viel besser ruht es sich auf weichem Polster, im seidenen Ueberwurf, als im Armensünderhemd auf dem Rade —!“

„Halt ein, halt ein!“ — schrie Florian — „kein Wort mehr oder Du bist des Todes!“

Der Gesell aber lachte ihm mit Hohn entgegen: „Ihr kommt mir ganz sonderbar vor! habt Ihr etwa jemals bemerkt, daß ich Furcht gehabt? da Ihr noch mein Meister waret, Herr in Eurer Werkstatt und ich Euer Gesell gewesen, da mußte ich Euch gehorsamen; hier aber — Meister, und wenn Ihr zehn Margots hättet, und also noch zehnmal so hoch bei Hofe ständet, als jetzt, ich würde Euer Nasenrumpfen eben so wenig fürchten, als Eurer drohenden Faust.“

„Was willst Du damit sagen, Balthasar? meinst Du vielleicht ich stände durch Margot so hoch bei Hofe? Du bist ein thörichter Gesell, und nichts weiter!“

„Ihr erinnert Euch wohl, Meister, daß Ihr mir stets die Lehre gabt, frank und frei von der Leber zu sprechen, das will ich denn auch jetzt thun: Sagt an, was habt Ihr denn so Großes

für den König gethan, da er Euch doch verdammt hatte, weil Ihr gegen ihn waret? ich fürchte, ich fürchte Meister, die Schönheit Eurer Margot, sei die sündliche Schwelle zu Eurer Größe."

„Dummes Zeug, dummes Zeug!“ — nahm einer von des Königs Dienern vor dem Waffenschmied das Wort. — „Ereifert Euch nicht Meister über das Geschwätz dieses Thoren, fragt ihn kurz und bündig nach seinem Anliegen, und damit Gott befohlen.“ —

„Ihr habt ganz Recht, Herr Augustin,“ — gab Florian zu, indem er den Kopf in den Nacken warf — „sag' an Balthasar, was willst Du hier? Doch rathe ich wohlmeinend, die gebührende Ehrfurcht nicht aus den Augen zu setzen, widrigenfalls —“

„Ich habe nichts weiter mit Euch zu schaffen.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Gesell, festen und furchtlosen Schrittes; die Drei blieben allein.

Die königlichen Diener, zwei schlank gewachsene Männer, waren freilich geeignet, den verblendeten Waffenschmied in seinem Dünkel zu bestärken. Sie waren die Kammerdiener des hochgebietenden

Herrn, seine Spürhunde, und die zuverlässigsten Diener seines Winkes. Jacques war schlau, Augustin besaß Kühnheit, sobald er den Namen seines Herrn zum Deckmantel nehmen konnte. Der Gegenstand welcher sie hier bei dem Waffenschmied beschäftigte, lag ganz in ihrer Stellung; aber Philipp der Schöne war ein zu kluger Fürst, als, daß einer seiner untergeordneten Diener, ihn bei seinem eignen Worte hätte festhalten können. Sie waren gewohnt, des Königs Wunsch durch Wilhelm von Paris zu vernehmen, und blindlings erfüllten sie was der Vater ihnen offenbarte. Daß aber Jacques und Augustin von den wahren Absichten ihres Herrn und Gebieters nicht Kunde hatten, das konnte man der Klugheit des Beichtvaters wohl zutrauen. Ihnen war lediglich und allein der Auftrug geworden, den Waffenschmied in seinem Dünkel zu bestärken. Das thaten sie denn auch im vollsten Maasse; sie spiegelten ihm das Bild einer Größe vor, welches ihm den Kopf wirbeln machte, priesen ihn als den glücklichsten Sterblichen, und ließen Winke fallen, welche um so williger gedeutet wurden, als Florian sich selbst die glückliche Wendung seines Schicksals nicht er-

klären konnte. Es ist eine eigene Sache, um einen rohen Charakter; je geringer der Geist ausgebildet ist, desto größer ist der Einfluß der Umstände auf ihn. Florian der Waffenschmied von Beziers lieferte dafür den schlagendsten Beweis. Aber auch diese untergeordneten Diener des Königs, obgleich sie sich selbstständig dünkten, bildeten hier nur ein ganz unscheinbares Glied in der Kette der größten Begebenheiten. Ihr Erscheinen bei dem Waffenschmied war eine Folge der Verhandlung, welche der König mit Wilhelm von Paris im Garten des Louvre gepflogen. Sie muthmaßten wohl Etwas, aber sie wußten Nichts. Wenn auch die Absichten eines unumschränkt gebietenden Herrn so rein als das Licht der Sonne sind, so werden sie von niedern Dienern gar häßlich gedeutet. Den Anker ihres Glücksschiffes werfen sie am liebsten, und am ersten in den lasterhaften Grund, und meinen, daß er da am festesten eingreife. Den Leidenschaften des Gebieters zu fröhnen, ist die ganze Weisheit solcher Geschöpfe; eine Weisheit unter deren verderblichen Schritt schon manches Glück, schon manche Tugend verwelkte. Jacques und Augustin hatten im Dienste

des Königs schon so manche Erfahrung gemacht, daß sie gegen Florian Meister genannt werden konnten. Ihnen hatte Wilhelm von Paris den vom Glanz Geblendeten, überantwortet — der Vater kannte seine Leute.

Zwölftes Kapitel.

Unweit von den Gemächern der Königin Johanna befand sich ein Gemach im Louvre, welches sich durch seine Anspruchslosigkeit auszeichnete. Hier war nichts zu finden, welches den Stand seiner Bewohnerin anzeigen konnte; denn wie glänzend auch Pontrouge bei öffentlichen Versammlungen des Hofes auftrat, in ihrem Wohngemache war nichts von diesem Glanze zu finden. Tiefen Ernstes saß die Schwester, in einem einfachen Lehnstuhl gerade aufgerichtet, und schrieb mit wohlgeübter Hand. Was sie schrieb, das war bei einem Weibe nicht zu vermuthen; denn der Brief war an Jacob von Molay gerichtet, an

den Großmeister desjenigen Ordens, zu welchem sie sich bekannt. Es mußte etwas Großes sein, von dem sie den Großmeister Kunde gab; denn zu östern Malen ruhete die Feder und Pontrouge versank in tiefes Nachdenken. Die Zeit schien ihr jedoch nicht in allzuvollem Maaße zu Gebot zu stehen — sie schrieb stets eifriger, wenn sie den Blick auf die geräuschlose Zeitverkünderin geworfen, deren Sandkörnchen der Schreiberin allzusehnell rannen. Pontrouge übereilte bei dem Schlusse des Briefes die Zeit selbst und wie auch die eifrige Schreiberin sich müdete, sie konnte den Brief nicht vor dem Eintritt der schönen Heloise von Malhac schließen.

Gespannte Erwartung sprach aus des Fräuleins Zügen; sie wurde noch höher gespannt, als Pontrouge den Brief schleunigst diesen fremden Blicken entzog. Doch die ersten Worte der Oberhofmeisterin verhinderten jede Frage, die etwa aus des Fräuleins Neugier entspringen konnte.

„Da bist Du ja, schöne Malhac“ — empfing sie die Eintretende, und zwar mit einem Ernst, der auf eine fernere Unterhaltung, welche durchaus

nicht höfisch sein konnte, schließen ließ. — „Ich habe Dich schon erwartet“ — fuhr sie fort, indem sie den Sessel verließ und das Fräulein auf die Stirn küßte. — „Du hast ja heute Alles angeboten, was irgend Deine Reize erhöhen konnte. — War der Vater schon bei Dir? — Wie schön steht Dir diese Griechentracht! — War Vater Wilhelm schon bei Dir? — Liebe Heloise, Du kannst Dir nicht denken, wie sehr ich von Deinem Reiz überrascht bin. — Sieh, ich wollte ein gar ernstes Wort mit Dir sprechen, doch was ich mir vorgenommen, verwandelt sich in Lobeserhebungen, mit denen ich doch sonst nicht gar verschwenderisch bin. — Setze Dich zu mir, liebe Mathac. So — reiche mir die Hand — ich bin Dir sehr gut, Heloise — —“

Erstaunt, ja beinahe verlegen, sah Heloise der sonst so strengen Frau ins Auge und wußte nicht, was sie auf all' diese Lobeserhebungen erwidern sollte. Pontrouge erwartete vergebens ein Wort der Mathac, vergebens eine Miene, an welche sie ihre wahren Absichten mit Worten knüpfen konnte. Doch die Erfahrene wußte sich bald Rath zu

schaffen; von den geringfügigsten Dingen sprach sie so lange, bis sie mit einer Wendung, die Heloise nicht vermuthen konnte, auf das Erscheinen der Waffenschmiedstochter bei Hofe kam. Da erröthete Heloise und Pontrouge verfolgte sich:

„Bei der heiligen Gottesmutter, das meinte ich nicht zu erleben! Mir, mir übergiebt man eine Dirne, welche in die Küche eines Handwerkers paßt, und ich soll sie für den Hof des Königs von Frankreich erziehen. Nein, das wurde Pontrouge noch nie geboten!“

„Sie wußte die Worte recht gut zu wählen, als sie vor dem König —“

„Du erinnerst mich zur rechten Zeit“ — unterbrach Pontrouge das Fräulein. — „Vor dem König stand, wolltest Du sagen. Sorgloses, argloses Kind! — sie stand nicht vor dem König; der König stand vor ihr! Konnte er wohl das Auge von ihr wenden? Verstummte nicht der sonst so beredte Mund? Wahrlich, mich dauert nur Johanna und, wenn ich's sagen soll, das französische Volk. Woher will Philipp all' die Summen neh-

men, welche in den Händen einer so unerfahrenen Dirne wie Wassertropfen zerrinnen?“

„Ich verstehe Euch nicht —“

„Das glaube ich gern, mein Kind; aber ich werde Dir Alles verständlich machen. Du bist jetzt nicht mehr das Kind Heloise; Du bist Heloise von Malhac, die schönste Blume im Kranze der Frauen an König Philipp's Hof. Erröthe nicht, ich sage nur die Wahrheit und darf sie Dir nicht vorenthalten, weil Du allein berufen bist, uns Alle vor der Schande, von einer Bürgerdirne beherrscht zu werden, zu bewahren.“

„Ich? Wie könnte ich —?“

„Laß mich gewähren, Heloise. Freilich mochtest Du wohl noch nie an etwas Anderes gedacht haben, als bei Hofe zu glänzen, oder auch wohl der Königin näher zu stehen, als man von einer Ehren-dame gewöhnlich erwartet! Kind, Kind, das Schicksal hat Dich zu etwas Höherem berufen — nicht allein die Königin verpflichtest Du Dir so lange Du athmest und sie; sondern die ganze Christenheit wirfst Du vor einem unerseßlichen Verlust

bewahren, wirst hochgepriesen dastehen in der Frauenwelt und die Fürsten der Erde werden sich beugen vor Dir!“

Diese Verheißungen, die Art und Weise, wie Pontrouge sie hervorbrachte, wirkten mächtig auf Heloise ein, und giebt es wohl einen Menschen, der nicht mit dem Versprechen auf Größe bestochen werden könnte? So unerfahren das Fräulein auch sein mochte, Pontrouge's Worte entzündeten das empfängliche Herz.

„Bei Gott und seinen himmlischen Heerschaaren“ — versicherte die Oberhofmeisterin, da sie merkte, wie ihre Verheißungen das Fräulein ergriffen — „bei der heiligen Mutter, Du wirst eine Gepriesene werden, so weit das Kreuz reicht! Heloise, Du trittst, wenn Du Dich mir ganz übergiebst, in einen Stand, um den Dich Königinnen beneiden werden, und alle Welt wird Deinen Namen noch in den spätesten Jahrhunderten preisen.“

„Frau Oberhofmeisterin“ — stieß Heloise verwirrt hervor — „ist es Scherz, was Ihr jetzt mit

mir treibet, so kommet doch bald zurück von einer Laune, in welcher ich Euch niemals gesehen."

„Scherz?!“ — lachte Pontrouge wie verächtlich — „Scherz?! Solche Versprechungen von mir und Du denkst, ich scherze? Mädchen“ — fuhr sie hohen Ernstes, ja sogar gestrengen Tones fort — „Pontrouge scherzt niemals und zumal jetzt, da ein so Großes auf dem Spiel steht.“

„Aber wie soll ich —?“

„Du, nur Du allein bist zu dem großen Werke geschaffen. Die Natur hat sich erschöpft, da sie Dich mit jenem Reiz übergossen, der eines Königs Herz gewinnen kann, gewinnen wird. — Warum erschrickst Du? Es ist heraus, was mir das Herz beschwerte; ja Heloise, eines Königs Herz muß Dir schlagen, damit nicht jene Dirne von Beziere uns durch den König beherrsche.“

„Nimmermehr, Frau Oberhofmeisterin!“ — entgegnete das Fräulein mit schaumgerötheter Wange. — „Nimmermehr werde ich meiner angebeteten Königin mit sündigem Beginnen in den Weg treten.“

„Dachte wahrlich nicht, daß Du mich schon so bald verstanden“ — sprach Pontrouge, nachdem sie die Jungfrau scharfprüfend angeschauet. — „Doch desto besser für mich; denn ich erspare mir jetzt überflüssige Worte. — Heloise, ich denke, mit Dir nun offener reden zu können; ein Augenblick hat Dich gereift vor mir. Höre also und laß den Gedanken an eine Kränkung der Königin fahren. Ist es nicht besser, wenn des Königs Neigung Dir gehört, als wenn er sie an eine gemeine Dirne verschwendet?“

„Lasset mich, Frau Oberhofmeisterin,“ — brach die Jungfrau auf — „dieses Gespräch dünkt mir nicht der Ehre einer Malhac angemessen.“

„Bleib!“ — befahl Jene. — „Du wirst bleiben, Heloise; denn nicht allein die trübe Aussicht, eine Tochter des Waffenschmieds von Beziers über uns zu wissen, ist der Hebel zu meinem Vorhaben; ein Anderes, ein Wichtigeres ist noch vorhanden. Du weißt, daß die Christenheit stolz ist auf einen Ritterorden, zu dem sich auch ein Malhac bekennt. Ich selbst bin die Schwester eines jeden Ordens-

gliedes und muß den Vortheil desselben im Auge haben, wie ich Alles anbieten muß, Schaden von ihm abzuwenden. — König Philipp schuldet dem Orden so große Summen, daß sein ganzer Schatz nicht hinreicht, sie zu bezahlen. König Philipp möchte sich diesen Gläubiger vom Halse schaffen —; doch davon versteht Du nichts.“

Bei dieser letzten Bemerkung aber dachte Pont-rouge gerade das Gegentheil; denn sie merkte wohl, wie Heloisens Auge höher leuchtete, da sie eines Ritterordens erwähnte, dessen Großthaten die Welt mit Staunen und Bewunderung füllten. Zu jenen Zeiten empfand ein weiblich Herz beinahe schwärmerisch für den Rittermann, so wie dieser auch dem Weibe die größte Achtung bezeigte. Kaum hundert Jahre vorher gab es Minnesänger im Ritterstande; ihre Lieder erhielten sich auch noch bis zu dem Verfall der Ritter- und ehrbaren Frauensitte. Heloise, jung, schön, tugendhaft, konnte unmöglich eine gleichgültige Hörerin der Ueberlieferungen von treuer Liebe und Heldenthum der Ritter geblieben sein; im Gegentheil, ihr jugendliches Herz klopfte warm für so hohen Beruf

und Religionschwärmerei, dem Weibe zu allen Zeiten eigen, ließ die Jungfrau um so mehr für einen geistlichen Ritterorden empfinden, da ihr wohl sein Glanz, seine Größe, sein aufopfernder Muth, seine an das Wunderbare grenzende Kühnheit und Tapferkeit bekannt waren, und sie von dem Verderbniß, welches man ihm zur Last legte, keine Ahnung hatte.

„Möge der König für immer des Ordens Schuldner bleiben!“ — war Heloisens ganze Antwort.

„Ich stimme Dir bei, Mädchen; aber der König will den Orden nichts schulden; er will die Schuld getilgt wissen und wer weiß, ob nicht ein blutiges Abkommen getroffen wird!“

„Ein blutiges Abkommen? Eure Worte werden mir stets dunkler.“

„Höre Mädchen“ — trat Pontrouge dicht vor Heloise hin — „höre, ich bin so weit gegangen, daß ich nicht mehr zurück könnte, wenn ich es auch wollte. Wisse, es ist gefährlich, einen Mächtigeren als man selbst ist, auf dieser Stufe zu sehen.“

Du weißt, was ich vermag an diesem Hofe; mein Amt läßt mich die Königin selbst auf Augenblicke beherrschen. Heloise, wenn Du Dir selbst nicht gleichgültig bist, so füge Dich, wäre es auch nur zum Schein, in Alles, was ich von Dir fordere. Schwöre mir unverbrüchliches Schweigen, Gehorsam und die nächsten Stunden schon sollen Dich höher gestellt finden, als Du jemals zu stehen vermeintest."

„Ihr dränget mich auch allzusehr“ — zitterte es aus Heloisens Munde.

Pontrouge fand in diesem, von Furcht erzeugtem Zustande, daß Heloise sie wahrhaft verstanden und daß ihr Anschlag bei der Jungfrau schon für gelungen gelten konnte. Mit schlauer Berechnung that sie nun den letzten Zug im gewagten Spiele — ein Zeichen, unbemerkt gegeben für Heloise, rief Margot zu der Pontrouge.

Aber nicht mehr in dem grauen Gewande erschien sie, nicht von blauem Stahl war Spange und Gürtel; wenn auch eben nicht reich, so war Margot doch so geschmackvoll gekleidet, daß sie

sogleich bei ihrem Erscheinen, ein gar sonderbares Gefühl in Heloisen's Brust erweckte. Als die Oberhofmeisterin der Sitte genüget, die beiden Jungfrauen mit einander bekannt gemacht, da meinte sie, als stumme Zuhörerin in Heloisen's Herz ungestört hinunter blicken zu können; doch Heloise schwieg, sie schwieg sogar, als Margot einige Worte gesprochen, in denen sie die Freude über Heloisen's nähern Umgang mit ihr schilderte — Heloisen's Schweigen begleitete ein Anstrich des beleidigenden Stolzes. Dem unverdorbenen Gemüth steht häufig ein richtigeres Urtheil zur Seite, und bei Margot war dies der Fall; sie wandte sich, nachdem sie vergebens auf ein Wort von Heloisen geharret, mit zurückgepreßten Thränen an Pontrouge:

„Gnädige Frau, warum waret Ihr so grausam mich zu rufen? Unmöglich kann es die Absicht meiner königlichen Gebieterin und ihres Gemahls sein, daß ich dem Spott, dem Hohn, der verächtlichen Laune zum Ziel diene. Kanntet Ihr das Fräulein nicht, dessen Benehmen mit den gültigen Zügen des schönen Gesichtes im Widerspruche

steht, so weiß ich nicht, was Euch vermochte, uns Beide zusammen zu führen; wußtet Ihr, daß ich beleidiget würde, so rechnet mir zu, daß ich mich darob beklagen werde.“

Wie sehr hatte sich aber eine Margot in Pontrouge irren müssen! Nur einen Blick warf die Höfischerfahrere der Malhac zu; diese verstand ihn und Pontrouge schloß die Waffenschmiedstochter in die Arme.

„Es ist nicht meine Schuld“ — begütigte sie das Mädchen — „es ist nicht meine Schuld, daß ich mich in Heloise von Malhac betrogen. Vergieb, Margot und Ihr, Fräulein, werdet eine angemessene Strafe von Ihrer Majestät der Königin erwarten. — Margot, beruhige Dich; Dir soll Recht werden und die gebührende Genugthuung.“

Heloise, vor einer halben Stunde schien sie kaum der Verstellung fähig, war wie umgewandelt. Sie hatte den Wink der Pontrouge so gut verstanden, daß sie weinend herzutrat, und Margot die Hand zur Versöhnung reichte. Des Mädchens Herzengüte trocknete bald die Thränen der

Bereuenden und Margot ergriff freudig die dargebotene Hand.

„Weinet nicht, schönes Fräulein; ich habe Euch schon vergeben, und nichts wird mir höhere Freude bereiten, als wenn Ihr mir Freundin sein wollet. — Ich stehe fremd auf diesem fremden Boden“ — fügte sie seufzend hinzu — „das Schicksal führte mich an diesen glänzenden Hof, ließ mich der Gnade des Herrscherpaares theilhaft werden, und was ich niemals im Traum geahnt, das ist wahr und wirklich um mich her. Aber es war nicht meine Wahl! Bescheidenes Loos, wenn auch nicht dürftig zwar, das war mein Trachten; nicht zu Glanz und Pracht zog mich das Herz. Ich muß jedoch dem Geschick mich fügen, und, wie ich so einsam dastehe, drängt mich das Herz zu einem Herzen, welches mich verstehen kann. Ihr, edeles Fräulein, Eure schönen Züge, sprachen mächtig zu mir, als ich Euch erblickte, und wenn ich die Klust ins Auge fasse, welche unsere Stände von einander scheidet, so kann ich Euern Stolz nicht eben so unbillig finden, als er mir im ersten Augenblick erschien. — Es ist wahr, ich fühlte mich tief verletzt; doch war ich über jene Schranken un-

willkürlich hinweggeführt, welche eines Waffenschmieds Tochter stets, einer edeln Malhac gegenüber, im Auge halten soll.“

„Gute Margot!“ — rief Pontrouge. — „Heloise! Fräulein!“ — verbesserte sie sich — „möget Ihr dieses schöne Herz verkennen? Was gäbe ich drum, wenn ich einen Freundschaftsbund zwischen Heloise und Margot, den schönsten Perlen in Königin Johannens Frauentreise, stiften könnte! Was gäbe ich drum, wenn ich die Dritte, eine mütterliche Freundin, Eurer Beiden Freundschaft genösse!“

Lange schwiegen die Jungfrauen; Margot suchte Heloisens Blick — die begann schüchtern:

„Margot! Du vergabst mir; ich bin Deine Schuldnerin —“

„Nicht ein Wort davon —“

„Dein Herz erhebt Dich weit über mich —“

„Nicht höher denke ich zu stehen, als Heloise von Malhac — nur möge sie mich, um meines niedern Standes willen —“

Ein inniger Kuß des Fräuleins hemmte das Wort. Brust an Brust hielten sich die schönen Jungfrauen, und einer Priesterin gleich, stand Pontrouge, den höllischen Seegen über diesen Freundschaftsbund heraufbeschwörend.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht mit großem Gezeuge hatte sich König Philipp auf die Reise begeben; der prachtliebende Fürst führte nur ein kleines Gefolge mit sich. Nur Wenige in Paris wußten um diese Reise, welche mit der größten Heimlichkeit betrieben worden. Längst vorbereitet durch Wilhelm von Paris, hatte der Cardinal von Ostia im Conclave zu Perugia, mit seinen Anhängern mindestens so viel erwirkt, daß die Wahl eines neuen Oberpriesters zu Rom größtentheils von dem Könige der Franzosen abhing, und Philipp wollte jetzt mit dem Erzbischof von Bourdeaux in der Abtei, nahe bei St. Jean d'Angeli zusammentreffen. Nicht einmal diese Stadt durfte sich der Gegenwart des königlichen Herrn erfreuen,

sondern die altersgrauen Mauern der Abtei waren das Ziel — alles Uebrige hatte für Philipp jetzt keinen Werth.

Die Abtei, keinesweges ein kunstvolles Gebäude, bot jedoch Bequemlichkeiten dar, welche genau für die Absichten der Betheiligten taugten. Tief versteckt hinter hohen Linden, war sie dem fremden unberufenen Auge verborgen; der Abt ein verschwiegener Priester, dem Beichtvater des Königs blindlings ergeben. Vorbereitet, wie diese ganze räthselhafte Reise, war auch Alles in der Abtei; die Gemächer für den König, so weit es möglich war, seinem hohen Stande angemessen eingerichtet. Und dennoch schien Niemand ihn zu kennen. Er wurde mit der größten Ehrfurcht empfangen; doch man behandelte ihn wie man jeden edeln Rittersmann behandelt haben würde.

Der Erzbischof von Bourdeaux war schon Tags zuvor eingetroffen. Der aber hatte ein Gefolge bei sich, in welchem sich der Reichthum eines Prälaten ganz entfaltete. Aber auch dieses Gefolge ahnete nichts von dem Zweck der Reise; denn es bestand größtentheils aus Männern, welche den König nicht persönlich kannten, und Diejenigen,

welche ihn etwa schon einmal gesehen, unterlegten diesem Zusammentreffen in der Abtei einen ganz andern, als den wahren Grund. Langes Säumen in der Ausführung eines wichtigen Vorhabens lag nicht in Philipps Charakter. Der Erzbischof, dieser ehrgeizige Prälat, brannte vor Begierde, seinen Herrn und königlichen Gebieter von Angesicht zu Angesicht zu schauen; er war des leisesten Winkes gewärtig, um alsogleich vor Philipp zu erscheinen — der Abt selbst führte ihn zu des Königs Gemache.

Den edeln Anstand des schönen Königs konnte das lange, faltige Hauskleid nicht verdecken, nicht mindern, und Philipp empfing den Prälaten mit derjenigen Herablassung, welche er, auf dem Throne sitzend, mit den Reichskleinodien angethan, so gut verstand. Der Erzbischof, welcher sich seit langer Zeit über den Grafen von Balois zu beklagen hatte, erfüllte in diesem Augenblick die Hoffnung, daß Philipp sich ihm so freundlich bezeigte, um ihn mit dem Hofe wieder auszusöhnen; in dieser Meinung bestärkten ihn des Königs Entschuldigungen ob dieses Gegenstandes, und der Prälat sprach seine Freude über des Königs gnä-

diges Benehmen in den gewähltesten Worten aus.

„Königlicher Herr“ — fügte er salbungsvoll hinzu — „Ihr erfüllet in dieser Stunde das Höchste eines christlichen Herrschers, das seegensreichste Werk des besten Sohnes der Kirche. Frankreichs Clerisei stand treu zu Euch, als Ihr mit dem heiligen Vater zu Rom“ —

„Ich weiß, ich weiß Herr Erzbischof“ — unterbrach ihn Philipp — „und als christlicher Herr und König will ich dahin trachten, daß niemals wieder solches Aergerniß der Christenheit gegeben werde. — Der Zeitpunkt ist da,“ — verfolgte er sich nach einer Pause, indem er den Bischof scharf beobachtete — „die Gelegenheit heut sich eben dar, welche einen Mann auf St. Peters Stuhl berufe, der nicht wie Bonifazius denkt und handelt; der, ein weiser Fürst der Kirche, die Könige der Christenheit väterlich leite und den Frieden wahre, welcher allein das Heil des Kreuzes bedingt.“

„Sehr wahr, mein König“ — gab der Erzbischof zu — „und möge Euch der heilige Geist er-

leuchten, damit Ihr so Heißames für die Kirche stiftet!“

„Ich glaube, er hat mich erleuchtet; denn meine Wahl ist schon auf einen Mann gefallen.“

„Eure Majestät hat also schon beschlossen?“

„Freilich habe ich das! Wäre ich denn nach dieser Abtei gekommen?“

Philipp sah den Prälaten mit so vielversprechendem Blicke an, daß dieser kaum der Sprache mächtig blieb; des Königs Frage, dieser Blick — dem Erzbischof wurde gar wundersam zu Muth.

„Was ist Euch?“ — unterbrach der König das Schweigen. — „Euer Auge leuchtet freudig und Eure Finger leben. — Ja, ich will es Euch nicht länger verbergen, was mich hergeführt“ —

„Mein König!“ —

„Still, Erzbischof, lasset mich sprechen. — Man ist eben im Begriff, Stab und Ring zu vergeben. In Perugia erwartet man nur noch meine endliche Beschließung; denn die heilige Gottesmutter, welche mich am höchsten gestellt unter den Königen der Erde, hat mir auch die himmlische Gnade erzeigt, über die Wahl eines Fürsten der

Kirche entscheiden zu können. — Meine Wohl ist gefallen; doch muß ich vorher gesichert sein, daß nicht derjenige, welchen ich erhoben, sich von des Standes Höhe verleiten lasse, alles Regiment wieder an sich reißen zu wollen und, ein zweiter Bonifaz, meine Gnade mit Undank vergesse.“

„Das wird er nicht, mein König, das wird er nicht; des Himmels Ruthe würde ihn ob dieses Undanks züchtigen müssen.“

„Ihr saget das wohl, Erzbischof; doch Mensch bleibt Mensch, daß Herz ist ein gar leicht bestechlich Ding, und von Ehren und Würden, von Macht und Glanz wird es am leichtesten bestochen. Nein, nein, ich muß Bürgschaft haben, daß die Früchte meiner Saat so heilsam seien, als ich sie auszustreuen gedachte. Gesezt, ich ließe den Erzbischof von Bourbeaux wählen“ —

Der Name führte den Prälaten zu des Königs Füßen. Dieser trat erstaunt zurück: „Wie? Herr Erzbischof? Zu meinen Füßen? Ihr?!“

„Demuth, Herr und König, ziemt mir für so hohe Gnade! Lasset mich sie küssen, diese Hand, welche so gnädig der leuchtende Stern des christlichen Glaubens über mich auszustrecken“ —

„Herr Erzbischof“ — fiel der König ein — „daß sind nur Worte und Bonifaz hat mich mißtrauisch gemacht. Bürgschaft muß ich haben, Bürgschaft, welche selbst ein Priester nicht entkräften kann. — Gebt Ihr diese, dann soll die dreifache Krone auf Eurem Haupte leuchten und Ihr zwischen Himmel und Erde das Regiment führen.“

„Was ein Statthalter Christi“ — versicherte der Erzbischof — „für den König von Frankreich zu thun vermag, das gelobe, das schwöre ich zu thun, so wahr mir Gott helfe!“

„Erhebet Euch“ — schüttelte Philipp verneinend den Kopf. — „Das ist mir nicht genug. Euer Beichtiger könnte Euch gar leicht von solchem Eid entbinden. — Hört an, Herr Erzbischof: Vier Bedingungen sind Alles, was ich von Euch heische. Diese aber müßet Ihr erfüllen; Bürge sei mir der Eid: „bei dem Leibe Jesu Christi, unseres Herrn und Heiland, des Sohnes der Jungfrau, des heiligen Geistes menschenbeseeligender Frucht.“

Da stuzte der Erzbischof; von diesem Eide konnte selbst ein Oberpriester zu Rom nicht lösen.

Aber der Ehrgeiz hatte des Prälaten Herz so ganz erfüllt, die Aussicht, die höchste Macht in der christlichen Welt in seinen Händen zu wissen, ließ ihn von allen Zweifeln sich bald entkleiden und Bertrand von Goth, Erzbischof von Bourdeaur, schwor: „bei dem Leibe Jesu Christi, unseres Herrn und Heiland, des Sohnes der Jungfrau, des heiligen Geistes menschenbeseeligender Frucht — schwöre ich, die vier Bedingungen, welche Philipp, der König von Frankreich, der beste Sohn der Kirche mir offenbaret hat“ —

„Haltet ein, Herr Erzbischof! Nichts habe ich Euch offenbaret; Ihr schwöret, zu erfüllen, was ich Euch offenbaren werde, wenn Ihr geschworen.“

„Majestät!“ —

„Blinden Gehorsam will ich jetzt — nichts weiter!“

„Wenn aber Eure Majestät irgend Etwas heischte, was dem Heil der Kirche zuwider“ —

„Schweig Pfaffe!“ — flammte der König auf. — „Philipp von Frankreich und irgend Etwas heischen, das dem Heil der Kirche zuwider!“

„O, zürnet nicht, Herr und König! Das Wort war unbedacht; ich erkenne mein Fehl.“

„Wollt Ihr schwören, Erzbischof?“ — fragte Jener frostig. — „Entschließe dich kurz; denn nicht Ihr allein seid es, der mir zu Gebote steht.“

„Was Ihr wollt, ich schwöre!“

Und der Erzbischof leistete den Eid; wie ihn Philipp verlangt hatte. Kaum war die Formel ausgesprochen, da reckte sich des Königs Gestalt höher und höher; triumphirenden Schrittes eilte er auf und nieder, bis er sich endlich wieder fand und zu dem Erzbischof folgendermaßen sprach:

„Die erste Bedingung, welche ich Euch stelle ist, daß Ihr meinen Kanzler, Wilhelm von Nogaret, die Absolution ertheilet. Auf meinen Befehl hatte er Bonifaz in Verhaft genommen; drum ziemt es sich, daß ich ihn von dem Banne löse, den jener Papst über ihn verhängt.“

Der Erzbischof erstaunte nicht wenig, eine so leichte Bedingung erfüllen zu dürfen.

„Die zweite Bedingung“ — fuhr der König fort — „ist, daß Ihr das Andenken eines Papstes

verdammet, welcher mich, Euren Wohlthäter, gekränkt. Bonifaz starb mir zu früh, er entrann durch den Tod der gerechten Strafe von meiner Hand. — Ihr schweiget? Ihr wollet den nicht verdammen, welchem Ihr nicht ähnlich zu werden versprechet? Ein Schreckbild muß jener Papst Euch sein und Ihr wollet sein Andenken ehren? — Verdammen sollt Ihr es — der Eid bindet Euch! Ihr müßet ihn halten!"

Der Erzbischof sprach mit erbleichtem Angesicht:

„Der Eid bindet mich — ich werde thun, wie Ihr verlangtet.“

„Gut“ — nahm der König die Versicherung hin. — Jetzt die dritte Bedingung: Meine Kassen sind erschöpft, ich muß sie wieder zu Kräften bringen. Den Zehnten von aller Geistlichkeit in Spanien bewilliget Ihr mir. — Erschrecket nicht; ich will ihn nicht für immer. Auf fünf Jahre von jetzt an, soll er mir gehören.

Das war nun freilich ein Verlangen, dessen Gewährung um so schwieriger schien, da schon zu Bonifaz Pontificat die päpstlichen Kassen so weit

gebracht waren, daß der Tempelherrenorden mit seinen Reichthümern beispringen mußte; aber der Erzbischof mußte ja — der Eid band ihn, der unverbrüchliche, welchen kein Mensch auf Erden lösen konnte. Daß sein Fürchten um die vierte, die letzte Bedingung um so höher gesteigert wurde, je nachdem der König die drei Ersten nach der Reihe immer schwerer gestellt, ist leicht zu begreifen, und der Erzbischof sah mit Bangen der letzten Bedingung entgegen. Wie unerwartet kam ihm daher des Königs gleichgültige Anrede:

„So wünsche ich Euch Glück, Herr Erzbischof; ich wünsche der Christenheit Glück, daß ein Mann wie Ihr St. Petri Stuhl besteigen wird. Nun wird doch endlich der Friede heimisch werden zwischen Rom und — doch halt! ich vergaß. Der beständige Aufruhr des römischen Volkes möchte Euch, zumal im Anfang des Pontificats, beschwerlich sein. Nehmet, wenn Ihr meinen Rath beherzigen wollet, Eure Residenz für erst in Frankreich. Avignon, zwar noch Lehen Carls des Zweiten von Neapel, scheint mir der beste Aufenthalt für Euch; denn Carl trägt es vom päpstlichen Stuhl zu Lehen. Leicht wird es Euch alsdann, das Cardinal-Colle-

gium nach Lyon zu berufen, um Euch dort krönen zu lassen und ich" — fügte er vertraulich hinzu — „ich bin dann nicht gar weit von Euch.“

Als König Philipp schon so zuversichtlich von dem nächsten Verfahren des neuen Papstes sprach, da war es dem Erzbischof nicht anders, als wenn die höchste Würde ihn schon bekleidete, und er beschloß, im Betreff seiner Residenz in Avignon, so wie der Zusammenberufung der Cardinäle nach Lyon, des Königs Rath schon darum zu beherzigen, weil dieser Fürst ihn gegen eine Welt beschützen konnte. Seine Furcht vor der vierten Bedingung verscheuchte des Königs zutraulicher Ton und gern hätte ihn Bertrand von Goth jetzt das kaum Denkbare erfüllt. Er bat daher den König, ihm diese vierte Bedingung mitzutheilen, damit er seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, sogleich an den Tag legen könnte; doch Philipp versetzte:

„Nicht doch, Herr Erzbischof, nicht doch; das will ich mir versparen, bis Ihr Papst geworden. Es könnte mich Dieses oder Jenes einmal in die Nothwendigkeit versetzen, von dem Statthalter Christi Etwas zu verlangen, und es ist so beruhigend, einen sichern Rückhalt zu wissen. — Unser

Geschäft ist zu Ende — Ihr seid entlassen — die nächste Stunde findet meinen Boten auf dem Wege nach Perugia.“

Der König gab dem Erzbischof das Geleite bis zur Thür. Als diese sich hinter dem Prälaten geschlossen, schritt Philipp tiefdenkend im Gemache auf und nieder, und murmelte vor sich hin:

„Die vierte Bedingung ist für den Papst; nicht für den Erzbischof von Bourdeaur!“

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bernhard Tauchnitz jun.
